



Berlin, den 12. September 1905.

Die große liberale Partei.

Binsenwahrheiten sind es, die ich in meinen Betrachtungen über Staatsverfassung, Parteiwesen, Liberalismus hier und da, auch in der „Zukunft“, manchmal ausgesprochen habe; Binsenwahrheiten, die jeder Gebildete kennt, die er aber, wenn er praktischer Politiker ist, sich und den Anderen auf das Sorgfältigste verbirgt; denn die Kunst der praktischen Politik besteht ja zumeist darin, die Kenntniß Dessen, was ist, nicht aufkommen zu lassen. Damit nun aber die Wirklichkeit nicht den Augen Aller im Lügennebel verschwinde, müssen wenigstens die kontemplativen Politiker (auch Eingänger, Eigenbrötler oder verrückte Genies genannt) besagte Binsenwahrheiten einander von Zeit zu Zeit öffentlich zurufen. Reihen wir einige davon aphoristisch an einander!

Libérale Gesinnung ist die Gesinnung des freien Mannes. Diese Gesinnung ist angeboren; entfalten aber kann sie sich nur bei einem gewissen Maß äußerer Freiheit. Diese wird nur durch ökonomische Unabhängigkeit gesichert und deren günstigste Form ist Besitz, namentlich Grundbesitz. Der Magnat hat es am Leichtesten, den Keim der liberalen Gesinnung, die ihm auch oft angeboren ist, zu entfalten. Tiefe und reiche Bildung fördert natürlich die Entfaltung und vermag bis zu einem gewissen Grade den Mangel an äußerer Freiheit zu ersetzen, auch ein bescheidenes Maß solcher zu verschaffen. Die Freiheit verträgt sich mit nichts schlechter als mit der Gleichheit. Zur Freiheit gehört, daß man ungehindert all seine Kraft entladen kann. Wer Zehntausende zu beherrschen die Kraft hat, fühlt sich gefesselt, so lange ihm nur Tausende gehorchen. Allgemeine Gleichheit bedeutet also allgemeine Unfreiheit: Beschränkung eines Jeden durch alle Anderen. Die Freiheit Einzelner setzt die Knechtschaft Vieler voraus. Der Widerspruch

zwischen dem Individualbegehren und den Daseinsbedingungen wird dadurch einigermaßen erträglich, daß nicht Alle die selbe Kraft, darum auch nicht das Bedürfnis eines gleich großen Spielraumes und Wirkungskreises haben, daß Unzählige (zunächst alle Kinder und jungen Leuten, dann alle Farbigen, dann fast alle Slaven, so lange sie nicht die Aufklärungsucht westeuropäischer Varrren verrückt macht) der Leitung bedürfen und sich bei vernünftiger Leitung und Behandlung in der Abhängigkeit wohlfühlen.

Als Politiker erstrebt der liberale Mann einen Zustand, der keinem Staatsangehörigen mehr Beschränkungen und Zwang auferlegt, als das Gemeinwohl unbedingt erfordert. Versteht man unter liberaler Partei eine Partei liberaler Menschen, so ist die große liberale Partei eine *contradictio in adjecto*; denn liberale Gesinnung ist eine so seltene Tugend, daß wahrscheinlich alle liberalen Menschen, die es in Deutschland giebt, in einem mäßig großen Saale Platz haben würden. Es giebt immer nur einzelne Liberale, niemals eine liberale Partei im dem angegebenen Sinn. Für sich will natürlich jeder „Liberale“ unbeschränkte Freiheit, aber zur liberalen Gesinnung gehört, daß man sie auch dem politischen, dem wissenschaftlichen, dem konfessionellen Gegner, dem wirtschaftlichen Konkurrenten, dem Angehörigen der mit dem eigenen Berufsstande rivalisirenden Stände und Klassen gönne. Weil in jeder großen Menge die Mehrzahl kurzichtig, engherzig, illiberal ist, darum kann keine Partei, wie immer sie sich nennen mag, Hört der Freiheit sein. Jede Partei wird zur Despotin, sobald sie die Herrschaft erlangt. Das höchste erreichbare Maß allgemeiner politischer Freiheit kann nur erreicht werden, wenn viele Parteien einander so in Schach halten, daß keine die andere zu unterdrücken vermag. In solcher Lage pflegen alle über Zerkahrenheit zu jammern, denn jede fühlt sich unfrei, wenn sie ihr Despotengelüste nicht befriedigen kann. Dagegen wird jede Partei dadurch, daß sie Unterdrückung erleidet, ein Hebel der Freiheit; denn um sich selbst zu befreien, muß sie zunächst die Freiheit für Alle fordern. Bei uns ist in der Zeit um 1848 die sich liberal nennende Bourgeoisie im Bunde mit dem Proletariat, dann, im Kulturkampf, die katholische Bevölkerung, dann, unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes, die sozialdemokratische Arbeiterschaft die Vorkämpferin der Freiheit gewesen; in der zweiten der erwähnten Perioden war der Liberalismus allein, in der dritten war er im Bund mit den Konservativen der Despot (daß Liberal und Konservativ keine Gegensätze sind, kann nicht oft genug wiederholt werden). In Frankreich mögen während der Herrschaft der National-Klerikalen die Juden, Calvinisten und Freidenker ein Element der Freiheit gewesen sein; jetzt sind sie die Unterdrücker und die Klerikale Opposition vertritt die Sache der Freiheit. Doch soll nicht geleugnet werden, daß zur Gründung der liberalen Parteien, besonders in Deutschland, wirklich

liberale Ideen und edle liberale Absichten mitgewirkt haben; nur beruhten sie meist auf Illusionen. Die blendendste, aber zugleich unwahrste dieser Illusionen ist der Vernunftstaat Fichtes. Ein Staat, dessen zehn Millionen Bürger selbständig denkende, vollkommen freie, nur nach ihrem Gewissen handelnde Vollmenschen wären, würde der polnische Reichstag in zehnmillionster Potenz sein. In einem aus lauter Bismarcks oder Nießches bestehenden Staat müßte ein Krieg Aller gegen Alle entbrennen, der nicht eher ein Ende hätte, als bis Alle totgeschlagen wären oder höchstens Einer übrig bliebe. Gemeinwesen sind nur dadurch möglich, daß sich die Masse in Heerden gliedert, deren jede nicht mehr als einen Leithammel hat. Wer selbständig denkt und will, wird niemals Mitglied einer Partei, außer wenn er Parteiführer werden und seinen Soldaten eintreten kann, sie folgten, indem sie ihm gehorchten, ihrer eigenen Ueberzeugung und ihrem eigenen Willen.

Mit Demokratie, Republik, Parlamentarismus hat der Liberalismus an sich nichts zu schaffen. Ob Demokratie oder ihr Gegentheil, ist eine rein technische Frage. Technisch möglich ist die Demokratie nur in kleinen Gemeinwesen, deren Mitglieder an Vermögen und Bildung einander ziemlich gleich sind, besonders in kleinen Bauernrepubliken. Solche sind dann insofern liberal, als jeder Bauer auf seinem Hof und seinem Grund und Boden nach Belieben schalten will und es unerträglich finden würde, wenn ihm eine Bureaucratie dreinreden oder eine nicht von ihm selbst eingesetzte Polizeigewalt ihn einschränken wollte. Dagegen in Beziehung auf Religion, Sitte, Kunst und Wissenschaft, allgemeine Kulturangelegenheiten ist ein solches Gemeinwesen höchst illiberal und duldet fremde Einwanderer nicht, die seine hergebrachte Ordnung und Denkweise zu stören drohen. Da der kleine Mann, wenn ihn nicht außerordentliche Begabung über die ihm durch Stand, Vermögen und Enge des Gesichtskreises gezogenen Schranken hinweghebt, nothwendiger Weise kurzichtig und engherzig, also illiberal ist, so sieht die Demokratie, die Herrschaft der kleinen Leute, in einem natürlichen Gegensatz zum Liberalismus, der eine durchaus aristokratische Tugend ist, wenn ihrer auch freilich die meisten der heutigen europäischen Aristokraten, die englischen ausgenommen, ermangeln. Der echte Liberale strebt niemals die Demokratie an, sondern pflegt das demokratische Element nur insofern im Staatsleben, als er dafür sorgt, daß den in den unteren Schichten vorhandenen Talenten das Aufsteigen nicht verwehrt oder übermäßig erschwert, der Zugang zu den Bildungsanstalten nicht gesperrt, sondern erleichtert werde. Bei dieser Gelegenheit mag daran erinnert werden, daß von einem allgemein gültigen politischen Programm des Liberalismus schon deshalb nicht die Rede sein kann, weil je nach Herkommen oder persönlichem und nationalem Geschmaç ganz verschiedene Arten von Freiheit vorgezogen werden. Der liberale Engländer

sträubt sich mit Händen und Füßen gegen den Militär- und Schulzwang, für den der liberale Preusse, Badener, Sachse schwärmt; er weiß nichts von unserem polizeilichen Melde- und Aufsichtswesen, das der liberale Deutsche für einen unentbehrlichen und preiswürdigen Bestandtheil der Gesellschaftsordnung civilisirter Menschen hält; und er findet mit Budele eine glückliche Fügung darin, daß England eine Reihe lächerlicher und unfähiger Monarchen gehabt hat, die das Parlament nicht hindern konnten, die Macht an sich zu reißen, während unsere liberalen Geschichtsprofessoren den aufgeklärten Despotismus eines Friedrich und Josef des Zweiten bis in den Himmel erheben. Dagegen würde die liberale Berliner Ränge den „Sabbath“ der Republik Basel und des freien England, die erzwungene Abstinenz in manchem der United States, wovon ihr die heutige „Versfrommung“ doch nur einen schwachen Vorgeschmack zumuthet, als härteste Sklaverei empfinden. Als die Korporationen vernichtet wurden, die jetzt in anderer Form wieder erstehen, nannten Das die „Liberalen“ Befreiung, die Mitglieder der Zünfte und der Orden Knechtung.

Die Frage „Monarchie oder Republik?“ ist nach der historischen Entwicklung und nach der Volksart zu entscheiden. Nur Unwissende können glauben, daß die zweite ein größeres Maß von Freiheit verbürge als die erste. Die Freiheit, die der Bürger der Vereinigten Staaten bisher genossen hat, verdankt er nicht seiner Staatsverfassung, sondern seinem geräumigen Lande, das es ihm möglich machte, jedem Druck auszuweichen. In dem Maß, wie sich die Bevölkerung verdichtet, schwindet die Freiheit. Am Wenigsten haben die Arbeiter Ursache, sich die Republik zu wünschen. Wird der Gebrauch, den sie vom Koalitionsrecht machen, den Unternehmern allzu unbequem, so werden sie in den beiden großen Republiken diesseits und jenseits des Ozeans so gut säßlirt wie in Oesterreich und in Rußland; in Nordamerika klagt man über unerhörte Kindererausbeutung und die französischen Arbeiter würden einem monarchischen Bismarck, der ihnen die Alters- und Invalidenversicherung brächte, die Stiefel lassen. Die Kammerjakobiner, auch die sich Sozialisten nennenden, suchen mit dem Lärm der Klosterzerstörung, die ja an sich so gerechtfertigt sein mag wie die früheren Klosteraufhebungen, um die Nothwendigkeit einer gründlichen Sozialgesetzgebung herumzukommen. Der in der Presse herrschende „Liberalismus“ aber sorgt dafür, daß die Wuthschreie der genasführten Arbeiter nur in wenig verbreiteten Zeitschriften, wie in der *Humanité Nouvelle*, laut werden können.

Eine Verfassung endlich muß der liberale Mann fordern, aber nicht den sogenannten Parlamentarismus. Dieser ist ohne Schwindel nur durchzuführen, wo die Abgeordnetenmandate das Privilegium einer Aristokratie sind, das Volk aber von den Wahlen und damit von der Regierung gänzlich

ausgeschlossen bleibt. Das ist nur in einem Lande und nur kurze Zeit der Fall gewesen: in England von der zweiten, der „glorreichen“ Revolution bis zur Regierung der Königin Viktoria. In dieser Periode ist England bekanntlich Weltmacht und ungeheuer reich geworden und hat seine Arbeiterschaft in einem Elend geschmachtet, das in der Weltgeschichte beispiellos ist. Die persönliche Freiheit erfreut sich besseren Schutzes in einer Monarchie, die über den Parteien stehen kann und wo die Staatsgewalt von Personen ausgeübt wird, die die amtliche Verantwortung für ihre Handlungen tragen, als in einer parlamentarisch regierten Monarchie oder Republik, wo das Volk der Spielball der sich um die Gewalt balgenden Parteien ist und die jeweilig unverantwortlich regierende Clique hinter einer Coullisse, der Kammermehrheit, agiert, die aus Hampelmännern, Geld- und Stellenjägern, verächtlichen feilen Wichtern zu bestehen pflegt.

Was haben wir nun bei so beschaffener Sachlage in Preußen-Deutschland von der liberalen Bewegung zu erwarten, die mit der letzten Reichstagswahl in ein neues Stadium eingetreten ist? Selbstverständlich nicht, daß sie die große liberale Partei zu Stande bringen werde. Damit ist es vorbei, wenn man mit der liberalen Partei eine bürgerliche Partei meint. Die Truppen, die der Kammerliberalismus, zu dem die Nationalliberalen ja nicht mehr zu rechnen sind, an die Interessenvertretungen: Sozialdemokratie, Centrum, Bünstler, Agrarier, verloren hat, bekommt er nicht mehr wieder. Ganz kindisch ist es, wenn die hellen Sachsen nach Ursachen des Wahlausfalles in ihrem Ländchen suchen. Seit mehr als zwanzig Jahren habe ich von Zeit zu Zeit gesagt: Sachsen muß binnen Kurzem ganz sozialdemokratisch werden, denn es ist rein protestantisch, es ist ein reiner Industriestaat und es hat die beste Schulbildung. England ist dem Sozialismus nicht verfallen, weil in ihm nur die ersten beiden Bedingungen erfüllt sind, das Volk aber aus Analphabeten bestand und in einer haarsträubenden Unwissenheit dahinduselte, die heute noch nicht ganz überwunden ist. Auch hat seine kluge, wirklich liberale Aristokratie dafür gesorgt, daß es nicht durch unnötige und unverständige Polizeikontrollen und vexationen gereizt wurde, in denen die sächsischen Gebietenden so groß sind. Das Alles haben ja diese Gebietenden uneingestanden gemußt und deshalb eben haben sie, die sich um 1848 ihres Liberalismus rühmten, den letzten Resten des liberalen Programmes fortgeworfen und es mit dem Wahlrechtsraub versucht. Durch den Censur kann man natürlich alle unbequemen Elemente ausschließen; und eine aus der Vertretung der Reichen bestehende Kammer mag sich dann, je nach Geschmack, Umständen und Hoflaune, konservativ, liberal, sozial oder sonstwie nennen; auf Namen kommt nichts an. Solchen Liberalismus meinen aber die Herren Barth und Genossen nicht; denn sie brauchen die Sozialdemokraten und

müssen daher für das allgemeine Wahlrecht im Reich und für die Erweiterung des Wahlrechtes in Preußen und Sachsen kämpfen. Das ist nun ganz schön und entspricht auch meinen eigenen Wünschen. Freilich: regiren könnte eine solche liberale Mehrheit so wenig wie eine rein sozialdemokratische. Das braucht sie aber auch nicht, da wir ja zum Glück den Parlamentarismus noch nicht haben. Nach Barnhagens Tagebüchern soll der alte Wilhelm seinem Bruder einmal gesagt haben (ich citire das vor vierzig Jahren Gesehene aus dem Gedächtniß): „Für Dich, Fritz, ist eine Volksvertretung nichts; Dich würde sie tot ärgern; ich dagegen könnte ganz gut mit einer regiren; ich würde die Kerls schwagen lassen und, ohne mich zu ärgern, thun, was mir beliebt.“ So lange nicht mein Ideal verwirklicht ist, eine wirkliche, ganz frei gewählte, nach Verußständen gegliederte Volksvertretung, die nur zu berathen, zu berichten und Beschwerde zu führen, aber nicht zu beschließen hat, muß jeder vernünftige Politiker das Reichstagswahlrecht energisch vertheidigen, — aus dem selben Grunde, aus dem es seine Gegner hassen und fürchten. Herr Giesebrecht und seine „liberalen“ Konferten nämlich fürchten nicht etwa, daß das Reich zu wenig Soldaten und Kanonen kriegen oder sonst durch demokratische Beschlüsse gefährdet werden würde — sie wissen recht gut, daß solche Gefahren zur Zeit noch nicht existiren —, sondern sie fürchten nur eine nach ihrer Ansicht zu weit gehende soziale Gesetzgebung; und sie hassen die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, weil diese die wirkliche Lage des arbeitenden Volkes, seine Nothe und Wünsche, zur Kenntniß der Regierung bringt, was sie „heßen“ nennen. Sie wollen das politisch Allerverderblichste: daß die Regierung einseitig, also falsch informiert werde. Und Das ist nun nicht allein wirklich reaktionär und illiberal, sondern auch volksfeindlich und das Gegentheil von „staaterhaltend“. Also „Für das allgemeine gleiche Wahlrecht!“ ist zur Zeit eine gute, wirklich liberale Lösung. Aber die „Freisinnigen“ werden dieser guten Sache wenig nützen, weil ihrer zu Wenige und weil sie unsichere Kantonten sind. Ihre Häupter gehören der Kapitalistenklasse an, und wenn im Großen und Ganzen das Unternehmerwohl auch mit dem Arbeiterwohl solidarisch ist, läßt sich der Interessenkonflikt im einzelnen Fall nicht aus der Welt schaffen, daher von Großunternehmern nicht erwarten, daß sie eine politische Entwidlung thatkräftig fördern werden, die das eigene Interesse durch Stärkung der Arbeiterschaft zu schädigen geeignet ist. Den schönen Worten der Zeitungsliberalen werden die Thaten der Parlamentsliberalen nicht entsprechen und mit den Sozialdemokraten zusammen wird nur das Centrum der den Vermögenslosen drohenden Rechtsverminderung wirksam wehren, — nicht aus liberaler Gesinnung, sondern, weil es sein Dasein der Stimme des gemeinen Mannes verdankt.

Die Nationalsozialen bringen dem Freisinn, mit dem sie sich ver-

heirathet haben, eine gute Gesinnung und zwei böse Schrullen als Mitgift. Die gute Gesinnung ist die soziale, die jedoch bei den manchesterlich gesinnten und durch einen ansehnlichen Theil ihrer Häupter aus Unternehmerinteresse gefesselten Freisinnigen nicht tief eindringen wird; daß man unter Umständen aus der Noth eine Tugend machen müsse, haben sie wohl schon vor der Fusion ein Wenig gelernt. Die beiden bösen Schrullen sind die Flottensfuzerei und die Feindschaft gegen die Agrarier. Die erste ist die schädlichste Form des Militarismus, schädlich, weil für uns Deutsche eben so unnatürlich wie für England natürlich, ferner, weil sie uns von der einzigen Bahn ablenkt, auf der wir hoffen können, der drohenden Verklammerung zu entgehen, und weil sie durch den Bau der eben so häßlichen und widerwärtigen wie überflüssigen Kriegsmaschinen den falschen Schein verstärkt hilft, die ganze Bevölkerung unseres überbevölkerten Landes könne noch produktiv beschäftigt werden. Die Feindschaft gegen die Agrarier ist insofern eine überflüssige Mitgift, als die „Liberalen“ der großen Partei, von der man träumt und zu der die National-liberalen, wie gesagt, nicht gehören, schon genug davon haben. Die Vernichtung des ostelbischen Grundbesitzes ist kein schönes Ideal. Ein Theil davon sollte allerdings der inneren Kolonisation geopfert werden, aber zur Gesundheit des Volkskörpers ist eine gute Mischung von großem, mittlerem und kleinem Grundbesitz nöthig, wie wir ihn, zum Beispiel, im meißner Kreis noch haben. Was die Agrarzölle betrifft, so habe ich unzählige Male gezeigt, daß die Agrarier auf dem Holzwege sind, wenn sie, um des Augenblicksgewinnes Einzelner willen, die Grundrente künstlich steigern, während nur allgemeine Erniedrigung des Bodenpreises die Krisis der Landwirthschaft mildern, zukünftigen Krisen vorbeugen, den entvölkerten Osten wiederbevölkern könnte. Aber das Loben gegen den Hungerzoll ist nicht weniger verlogen und unsinnig als die Deklamationen der bündlerischen Wanderredner. Daß der Freihandel mit dem Liberalismus nichts zu schaffen hat, weiß jeder Kenner der englischen Geschichte. Die Grenzzöllnerlei ist eine der Formen von Unvernunft, an denen der homo sapiens civilisatus, wie es scheint, unheilbar leidet.*) Welches Maß dieses Unsinnns jedes Volk zu erdulden habe: Das ist eine rein technische Frage, die nur der Sachverständige beantworten kann. Ich müßte es ablehnen, wenn ich auch nur eine einzige der vielen tausend Zoll-

*) Unerträglich wird die Unvernunft, wenn beim Bücherleihen über die Grenze die Pakete mit Zolldeklarationen versehen und vom Steueramt abgeholt werden müssen und wenn eine Gärtnerfrau 4 Mark 50 Pfennig Strafe zahlen muß, weil sie eine kleine Flasche selbst gemachten Himbeermost, den sie ihrer Mutter bringt, durch einen Zipfel österreichischen Gebietes mitnimmt. Das ist meiner Begleiterin auf der Fahrt von Landeck über Tauern nach Reisse passiert.

positionen begutachten sollte. Ob die Zollredner von Rechts und Links in Parlamenten, Versammlungen und Zeitungen mehr von der Sache verstehen, weiß ich nicht. Hat man das Unglück, Minister, Geheimrath oder Abgeordneter zu sein, dann ist man freilich gezwungen, Entscheidungen zu fällen. Man kann sich ja dann auf das Urtheil der Sachverständigen verlassen. Natürlich ist Jeder von Diesen nur sachverständig in seinem allerengsten Fach, in Stiefelschäften oder in Himbeerfaß, und auch da nicht unfehlbar. Wären alle Sachverständigen in ihren Berechnungen unfehlbar, dann säße von den eminent sachverständigen Herren Bankdirektoren kein einziger im Zuchthaus. Kurz: Niemand weiß, was bei einem gewissen Tarif herauskommt; seine Aufstellung ist ein Lotteriespiel. Deshalb ist es fürs Volkswohl im Allgemeinen und für den Liberalismus im Besonderen ganz gleichgiltig, wie der unvermeidliche Tarifunsinn ausfällt, gleichgiltig daher auch, ob ein Duzend „Hungerzöllner“ oder ein Duzend Freihändler mehr bei den Wahlen durchkommt.

Energische Bekämpfung klerikaler Uebergriffe, konfessioneller Unbulsamkeit und planmäßiger Volksverdummung ist nothwendig und nützlich, wirklich liberal und nebenbei auch ganz nach meinem Geschmack. Leider aber besorgen die Jakobiner und sonstigen sogenannten Liberalen dieses nothwendige Geschäft seit anderthalb Jahrhunderten so ungeschickt, daß jeder ihrer Stürme nicht nur mit einem glänzenden Siege der katholischen Kirche endet — darin würde ich noch kein Unglück sehen —, sondern auch die ultramontane Richtung im Katholizismus stärkt.

In Beziehung auf den Schulliberalismus muß man zwischen dem höheren und dem Volksschulwesen unterscheiden. An der Universität vermag ein absolut schaltender Kultusminister, der weder dumm noch parteiisch noch engherzig ist, die Freiheit immer noch besser zu schützen als ein liberaler Professorenklängel oder eine dito Kammerclique, die Beide, wie die Erfahrung lehrt, stets unduldsam gegen Andersdenkende sind und nur ihre Gevatterschaft und ihre Günstlinge an die Krippe lassen. Was Schopenhauer, Eugen Dühring und Andere von der Unterdrückung der Forschungsfreiheit durch das günstige Gelehrtenthum sagen, ist zwar übertrieben, aber nicht unbegründet. Wie sachgemäß aber der Liberalismus das Volksschulwesen behandeln würde, wenn er es in seine Gewalt bekäme, haben wir anno 1892 erfahren. Ich habe damals die Verlogenheit der Lärmmacher in den „Grenzboten“ aufgedeckt. Verlogenheit ist vielleicht darum ein zu starker Ausdruck, weil es den Herren gar nicht um die Sache zu thun war, sondern sie diese nur als Vorwand zu einer Agitation gebrauchten, mit der sie die berühmte große liberale Partei zu sammeln gedachten; sie haben sich also wohl gar nicht informiert und ins Blaue hinein Phrasen gemacht. Manchmal waren sie sogar sehr aufrichtig. Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, war es der Abgeordnete

Ridert, der — in Breslau, glaube ich — gestand, das Unangenehmste an dem Entwurf sei, daß er Privatschulen zu errichten erlaube; diese Freiheit werde nicht allein den Dissidenten, sondern auch den Katholiken zu Gut kommen. Also das Böschchen Freiheit, das der böse reaktionäre Minister gewährt, war das Anstößige! Was man auf dem europäischen Kontinent liberal nennt. Und parlamentarisch dazu: der Entwurf mußte ja gegen den Willen der Mehrheit zurückgezogen werden. In den letzten Jahren hat man diesen famosen „liberalen“ Parlamentarismus unter dem Namen Obstruktion zum System erhoben: „Die Regierungsgewalt ruht bei der Parlamentsmehrheit; haben aber wir Jakobiner nicht die Mehrheit, dann ruht sie bei der Minderheit. Können wir die Bestrafung solcher Mitglieder der Mehrheit durchsetzen, die gegen den Allerhöchsten Willen abgestimmt haben, dann desto besser!“

Bleibt der Kampf gegen Polizeiwillkür, Polizeischikanen, Klassenjustiz, Bureaukratenzöpfe, Bedrückung nationaler Minderheiten, alberne und schädliche Pruderie, junkerliche Präensionen, die mit aristokratischer Gesinnung nichts zu schaffen haben. In diesem Kampf leistet ja der sogenannte Liberalismus immerhin noch Einiges, und zwar die verhältnismäßig ehrliche süddeutsche Demokratie mehr als der byzantinisch verfeuchte, kapitalistisch interessierte, von Polizeigeist erfüllte und bornirt unduldsame berliner Freisinn. Es wäre schön, wenn die angestrebte Verjüngung des Liberalismus den paar Kämpfern frische Kräfte zuführte; aber wo sollen Die herkommen? Die Hauptarbeit auf diesem Felde wird wohl noch wie vor die Sozialdemokratie zu leisten haben. Eine Verstärkung der bürgerlichen liberalen Parteien bei zukünftigen Wahlen wäre übrigens, abgesehen von allem Anderen, an sich zu wünschen; nicht wegen ihres Liberalismus (von welcher Eigenschaft auch die besten nur homöopathische Dosen haben), sondern, weil und so weit sie Opposition machen. Denn seit das Centrum aufgehört hat, in größerem Stil zu opponieren, hat unsere Opposition nicht mehr den für die Gesundheit des Staatskörpers erforderlichen Grad von Kraft. Leider ist aus den angegebenen Gründen eine beträchtliche Verstärkung kaum zu erwarten.

Reiffe.

Karl Zentsch.



Verse.

Die Nacht der Gnaden.

I.

Ein schwarzer Flor umfränzte die Gelände,
 Wie Boote segelten am Himmelsmeer
 Die lehten grauen Abendwolken her
 Und warfen Schattenschleier um die Wände.

Das Zimmer dunkelte. Die heißen Hände
 Der Beiden lagen willenlos und schwer
 In ihrem Schoß und suchten sich nicht mehr.
 Die leeren Worte waren längst zu Ende.

Sie beßten Beide. Und ein Schweigen kam
 Mit banger Schwüle. Er hielt sie umfassen
 Und flehte stillberedt: „Sei mein, sei mein!“

Sie zitterte. Die Blüthe junger Scham
 Erwachte jäh auf ihren blassen Wangen
 Und Thränen sammelten: „Es darf nicht sein!“

II.

Da ließ er sie: „Ich will Dich nicht bethören.
 Sei Du nur mein, wenn Du es längst schon bist!
 Nicht eine Gabe sollst Du mir gewähren,
 Gib' mir nur Das, was lang mein Eigen ist.

Sei mein, so wie sich mit den Sternenchören
 Der Himmel stehend in die Nacht ergießt,
 Und Seligkeiten werden uns gehören,
 Durch die der Strom der Ewigkeiten fließt.

Willst Du den Kelch der Sünde nicht nur nippen,
 Willst Du Dich ganz an eine Nacht verschwenden,
 So wird ins Dämmern Deiner späten Tage

Ein Leuchten sprüh'n von ungeahnten Bränden
 Aus dieser Nacht!“ — Wie eine bange Klage
 Umfing ein halbes Lächeln ihre Lippen:

III.

„Was alle Andern Schmach und Sünde nennen,
 Wär' mir ein Pfad zu lichten Seligkeiten,
 Wenn nur auf meinem Mund, dem schmerzgeweihten,
 Die dunklen Male Deiner Kasse brennen.

Du bist ein Horch' in die Ewigkeiten,
 Von denen mich die dunklen Wolken trennen;
 Nur Sehnsucht ließ mich meine Jugend kennen
 Und nicht die Träume, die zum Lichte leiten.

Drum will ich mich nicht Deinem Willen senken,
 Ob auch ein jeder Puls in meinen Gliedern
 Mit seiner Sehnsucht Dir schon angehört.

Ich bin zu arm, Dir Liebe zu erwidern,
 Und bin zu stolz, um Armuth zu verschenken.
 Denn sieh: Ich weiß, ich bin nicht Deiner werth!"

IV.

Da sprach er sanft — und wie von Orgelbröhnen
 War seine Stimme wunderbar bewegt —:
 „Wer so wie Du den Glanz der Güte trägt,
 Ist schon geweiht, ein hohes Werk zu krönen.

O fühlst Du nicht, wie in verwandten Tönen
 In uns der dunkle Taft des Blutes schlägt,
 Wie jede Kraft die Stimme hebt und regt,
 Um sich in unserm Einklang zu versöhnen?

Ich glüh' in Dir, Du glühst in meinem Leben,
 Zu neuer Einheit drängt Dein junger Schoß
 Und will den Ewigkeiten sich vermählen.

Sei mein! Erst wenn uns jäh und groß
 Die Schauer neuer Schöpfungslust durchbeben
 Erwächst die Welt aus unsern starken Seelen!"

V.

So sprach er leise. Und sie Beide standen
 Im Bann des Blutes, wortlos, wie verzagte,
 Verlorne Pilger vor den lichten Landen,
 Wo schon das Frühroth der Erfüllung tagte.

Dann kam ein Seufzen . . . als ob Weinen klagte . . .
 Ein Knistern wie von sinkenden Gewanden . . .
 Ein banger Ruf . . . Und als sein Auge fragte,
 Ob seiner Sehnsucht wildes Wort verstanden,

Ward jählings Glanz in seinen Blick getragen,
 Ein Glanz der Firnen . . . Aus dem Dunkel blühte
 Gleich einer Lilie schlank und nackt ihr Leib.

Da schwieg sein Herz. Er wußte nichts zu sagen.
 Wie ein Gebet durchdrang ihn ihre Güte
 Und diese Nacht ward sie ihm Gott und Weib.

VI.

Ihm aber war in dieser Nacht der Gnaden,
 Als fühlte er die Welt zum ersten Mal,
 Er sah die Sterne auf beglänzten Pfaden
 Wie Boten wandeln durch den Himmelsaal
 Und sah das Leuchten über den Gestaden,
 Der Morgenröthe purpurblassen Strahl,
 Fühlte die Winde, wie sie duftbeladen
 Sich wiegten in den Wipfeln ohne Zahl,
 Sah Frucht und Blüthe über den Geländen
 Und Saat und Segen. Erst in dieser Nacht
 Ward ihm das Wunder aller Schöpfung wahr.
 Und wie ein Kind, das in die Welt erwacht,
 Nahm er aus diesen milden Frauenhänden,
 Die neue Pracht, die längst sein Eigen war.

Wien.

Stefan Zweig.

Der Held.

Errillon, der Held, springt vom Lager empor.
 „Bei Gott, Alarm! Oder täuscht mich das Ohr?“
 Er langt nach dem Harnisch. Da bleich ins Gemach
 Stürzt Prinz von Guise: „Gottlob, Du bist wach!
 Wir sind überrumpelt, genommen die Bucht!
 Es bleibt uns kein Heil als schleunige Flucht!“
 Errillon will nicht hören und drängt hinaus.
 Der Prinz wehrt ab: „Umstellt ist das Haus,
 Der Garten noch frei, nun brauche die Zeit:
 Zwei Rosse, für Dich und für mich, sind bereit!“
 Errillon schreit auf: „Wir halten die Stadt!
 Mach Platz, wir müssen hindurch zu den Thoren —“
 Prinz Guise darauf: „Es ist Alles verloren —
 Glaub' mir, der das Unheil gesehen hat!
 Drum wahre Dein kostbares Haupt, komm mit!“
 Errillon steht ihn an: „Mit Dir keinen Schritt!
 Laß mich, mein Prinz: hält nichts mehr Stand,
 So wähl' ich den Tod, das Schwert in der Hand!“
 Und schiebt den Prinzen mit Macht aus dem Wege.
 Doch Dee wirft sich feierlich hin auf die Knie:
 „Einen Helden wie Dich sah die Welt noch nie.
 Vergönn, daß ich Dir zu Füßen mich lege!
 Ich schlag den Alarm — vergieb die List! —,
 Um selbst zu erfahren, wie tapfer Du bist!“
 Errillon, der Held, zieht kraus die Stirne:
 „Spaße, mein Prinz, mit Deiner Dirne,

Wenn zu spaßen Dir schon gefiel,
 Doch einen Mann laß aus dem Spiel!
 Gern trüg' ich die Ehre fein bis zum Grabe;
 Doch wer kann sagen, er wird befehn?
 Wie leicht — nie hätt' ichs verziehn Dir, Knabe! —
 Wie leicht: und Du hättest mich zittern gesehn!

Prag.

Friedrich Adler.



Hugo Wolf.

Man hat Hugo Wolf einen neuen Schubert genannt. Solche Parallelen haben ihr Nüchternes. Schubert war eine rein lyrische Natur. Er mußte nur von sich selbst zu sagen. Der Müllergesellschaft, der Sängers der „Winterreise“, der Totengräber, der Alte im „Nachstück“: das Ich in all seinen Liedern ist die selbe Person, immer der selbe einfach empfindende, herzwarmer, elegische, etwas schwärmerische Mensch. Auch Wolf wurzelt im Lyrischen; aber er hat zugleich starke dramatische und epische Kräfte. Er schwärmt nicht selbst in seinen Liedern drauflos, „wie der Vogel singt“, sondern läßt die Dinge sprechen, will sagen: die Menschen, denen er die Zunge löst; er gestaltet bewußt und objektiv. Wolf ist ein musikalischer Plastiker wie Mozart, wie Beethoven. Auch seine Instrumentalfeststellung steht auf einem anderen Boden als die Schuberts und Schumanns und ist durch die neue, klassische Form seiner Komposition klarer und zwingender geworden.

Wolfs Objektivität zeigt sich schon in seinem literarischen Geschmack. Der Deutsche hat im Allgemeinen nicht viel Verständnis für rein künstlerische Werte; das Interesse an einer künstlerischen Schöpfung als solcher muß ihm meistens erst beigebracht werden, da er immer auf den Inhalt sieht, statt auf die Erscheinung; die Deutschen sind wohl ein dichterisches, aber kein künstlerisches Volk. So finden wir denn auch unter unseren lyrischen Dichtern wenige, in deren Werken der Inhalt selbst in der Form aufgeht. Gerade diese Dichter hat Wolf sich erwählt: Mörike und den Goethe des Divans; später festelten ihn nur noch spanische und italienische Dichtungen; und es ist bezeichnend für seine Instinkte, daß er gelegentlich mit dem Gedanken spielte, romantisches Blut in den Adern zu haben. Was ihn sonst von Goethe gereizt hat, waren meist solche Stücke, in denen er Charakterisieren konnte, Lieder, in denen eine bestimmte Person zu Worte kommt; und eben so verhält es sich mit seiner Auswahl aus Eichenborff, Keller, Reinick, Scheffel; selbst die Strophen Michelangelos denkt er sich unmittelbar von dem „Bildhauer“ selbst gesungen.

Eine Anzahl von Charaktertypen steht vor uns, wenn wir den Blick über die Verzeichnisse von Wolfs Kompositionen schweifen lassen. Der Held in Reinicks Gesellenlied, eine Seitenfigur zum Meisterfinger-David und doch ein ganz anderer Bursche; die prächtige Gestalt einer Jungfrau in Kellers Alten Weisen, die ihren Schatz („Tretet ein, hoher Krieger“) mit fabelhafter Grazie unter den Pantoffel kommandiert, eine Gestalt, die durch Wolf den wundervollen Frauentypen in Kellers Erzählungen ebenbürtig an die Seite gerückt ist; des selbst-

Dichters groteskes Trunkenes Köhlerweib; Mörikes Lambour; Eichendorffs fahrende Leute, Wandsknechte und Studenten, unter ihnen der ergötliche Scholar, dessen freisinniger Lebensweisheit erst Wolf die Nachtmühle des Bedanten aufgesetzt hat; bei Goethe dann vor Allem der Maifensänger, der Ritter Kurt, die drei kleinen Bälge, die das Epiphaniastlied aussagen, die Schäfer und Schäferinnen; und springen wir gleich noch hinüber zum Italienischen Lieberbuch, so treffen wir da in völlig verwandelter Landschaft zwei lästerne Gesellen, die sich unter der Kutte an das Krankenbett eines Mädchens schleichen wollen; wir sehen den armen Toni in einer Ecke lauern und seinen Liebesgram durch unmenschlichen Appetit betäuben; wir hören ein schalkhaftes Mädchen lichern, das endlich den ersehnten Schatz, einen Musikus, gefunden hat, und sehen ihren Schmächting daherkommen, wie er zag und dünn auf seiner Geige herumstümpert; und zum Schluß schwirrt noch ein weiblicher Don Juan vorüber, ein Nordsfrauenzimmer, das im Zeitraum einer halben Minute ihre einundzwanzig Geliebten aufzählt und durch ein rasendes Nachspiel beweist, daß ihrer noch lange nicht genug sind . . . Es ist nur ein Einziger in der Geschichte der Musik, bei dem eine ähnliche Menschenkenntniß und gleiche Treffsicherheit in der Darstellung von Menschlichkeiten anzufinden ist wie hier: Mozart, der ebenfalls seine klassischen Gestalten mit wenigen Mitteln, in zwei Akten, zum Theil auch, wie den Hohnen in der Zauberflöte, in einem einzigen kurzen Lied scharf und klar umrissen hat. Daß Wolf sich auch in seinen Opern als psychologischen Gestalter bewähren würde, war nach Alledem vorauszu sehen.

Doch mit diesen Charakteren, die zum größeren Theil „Originale“ und mehr oder weniger humoristisch aufzufassen sind, ist es nicht gethan. Auch wo Allgemeinmenschliches in einem Gedicht ausgedrückt wird, steigert Wolf das Ueberallgiltige zu dem unmittelbaren Leben einer einzelnen Person, deren ganze Existenz sich in dem vorgestellten Erlebnis erschöpft. Hierher gehört eine Reihe der schönsten Mörike-Lieder (Das verlassene Mägdelein, Agnes, Peregrina, Erstes Liebeslied eines Mädchens), hierher Eichendorffs „Ständchen“, die schon erwähnten drei Selbstgespräche Michelangelos, Vieles aus dem Spanischen Lieberbuch und endlich und namentlich die Gedichte aus Goethes Wilhelm Meister. Wolf konnte sich nicht dazu verstehen, die Verse Rigwons und des Harfenspielers von allen inneren Beziehungen zu den Menschen loszureißen, von denen sie gesungen werden und deren Seelenabbilder sie sind. So sehr das „Wer nie sein Brot mit Thränen aß“, als eine typische Erfahrung, an sich verständlich ist: es gewinnt doch eine ganz andere Macht für Den, der das schuld- und leidvolle Leben des Harfners kennt. Hier packte Wolf seinen Vorwurf. Er begnügt sich nicht mit der Wiedergabe des „Stimmungsgehaltes“, der vorüberwehenden Lust, in der jene Worte erblühten, sondern macht uns Eins mit dem Erdgrunde, aus dem nun die Pflanze mit all ihren Säften und Zweigen herauswächst. Er ist Psychologe; neben Mozart der größte, den die deutsche Musik erlebt hat.

Man prüfe die Mignonlieder, wie Beethoven, Schubert und wie Wolf sie vertont hat. Schön sind sie dort wie hier. Allein das Gesicht Mignons, die zarten, durchsichtigen Züge dieses vorreifen, in seiner Oysterie so ergreifend schönen Kindes sehen wir nur bei Wolf. Eben so steht es mit dem alten Harfenspieler, den Schubert Tenor singen läßt (oder gar Sopran, je nachdem, wenns

unseren Sängern so beliebt); wie unvergleichlich größer, wie ein ganz Anderes die wolfsche Fassung ist, offenbart uns besonders die dritte Strophe des ersten Viebes. In den Worten „Es schleicht ein Liebender laufend leicht, ob seine Freundin allein; so überschleicht bei Tag und Nacht mich Einsamen die Pein“ kommt bei Wolf eine so furchtbare Verfolgungsangst, ein solcher Krampf der Vereinsamung zum Vorschein, daß man Schuberts schöne Musik daneben nur noch als harmlos empfinden kann.

Wolfs Trieb zur Objektivierung ist im Grunde nichts Anderes als der künstlerische Trieb zu endgültiger Formgestaltung überhaupt. In der Form steigert sich das Subjektive zum Absoluten. Deshalb sehen wir Wolf gerade mit Goethe eng verwandt, der auch seine stärksten Empfindungen nur in typischen Charakteren an den Tag bringen konnte, der eines Hartners, eines Prometheus bedurfte, um Anklagen gegen den Himmel zu schleudern, zu denen er für sich allein, er Wolfgang Goethe, nie den Muth gehabt hätte. Gerade der objektive Künstler schafft die individuellsten Gestalten, während der subjektive, man nehme Schiller, nur allgemeine Kategorien menschlichen Daseins zu verkörpern vermag.

Und nun kommen wir zu den rein lyrischen Poesien in Wolfs Lebenswerk, die naturgemäß dessen umfassenderen Theil ausmachen. Wir werden uns nicht wundern, wenn wir ihn auch hier, wo wir das eigene Herz des Dichters erhörten wollen, binglich werden sehen. In der absoluten Lyrik kann von einer Charakteristik des Sprechenden nicht mehr die Rede sein; er muß ja gerade sein Inneres ohne individuelle Zufälligkeiten geben, damit jeder Hörer sich selbst im Sprechenden erkennt. Was darstellbar ist, ist die Außenwelt, die das innere Erlebnis hervorruft: die Situation.

Ist hier der Pferdefuß?

Die Situation! Verhängnißvolle Todeslosung der Musik; endloses Weiterkauen mißverstandener Theorien, ewig eiternde Pasteten wagnerischer Impfprozesse! In der That, man darf sagen: nichts hat die landläufige Musik, die symphonische wie die lyrische, so auf den Hund gebracht wie der Wahn, gleich dem Meister jedeswedes Ding aus Himmel und Erde in Tönen abmalen zu müssen. Die Musik, die innerlichste, traumhafteste der Künste, ist durch diesen Wahn einem Naturalismus, einer Veräußerlichung zum Opfer gefallen, den sie in ihrer ganzen Geschichte noch kaum erlebt hat. Sie meint, der Dichtung folgen zu müssen. Blickt der Poet in die Höhe, so geht die Musik in den Diskant, blickt er in die Tiefe, so brummelt sie im Bass; für nichts genügt das klare, wahre Wort; Alles muß in Schilderungen eingewickelt, ins Extrem getrieben, zwischen Gegensätzen hin- und hergeschleudert werden; nichts behält seine natürliche Lebensphäre. Männergesangsvereinsgeschmack.

Getrost: mit dieser Art von musikalischer Situationausgeschaltung hat Hugo Wolf nichts zu thun. Wohl hat er ein malerisches Vermögen, das den Vergleich mit Wagner aushalten kann. Was er in einzelnen Kompositionen, zum Beispiel: im „Mummelsee“, an Farbenpracht aus dem Klavier herborzaubert — aus dem Klavier! —, läßt eine Palette von einer Reichhaltigkeit erkennen, mit der er auch sonst viele Wunder thun konnte, wenn er nur wollte; und er ist ja auch nicht ängstlich, wo es ihm in den Kram paßt: sein Feuerreiter, sein Ritter Kurt sind musikalisch illustriert von Anfang bis zu Ende und er machte

sich den Spaß, im „Lambour“ das Sauerkraut, in „Gutmann und Gutweiss“ den Schnaps geradezu riechbar werden zu lassen. Das aber sind Balladen, Gesänge, die ein Drama vergegenwärtigen wollen und auf malende Schilderung angewiesen sind; auch Goethe arbeitete so. In der reinen Lyrik hat dagegen die Situation keinen realen, sondern nur Vorstellungswert. Nicht, wie sie ist, sondern, wie sie auf den Sänger oder, besser gesagt, im Sänger (und im Hörer) wirkt, ist das Entscheidende. Schon mit der musikalischen Naturschilderung verhält es sich so. Wollte Beethoven wirklich im zweiten Satz der Pastoralsymphonie das Murmeln des Baches darstellen? Bewahre! Wie uns zu Ruch ist, wenn wir im Gras liegen und die tausend Geräusche der Natur in unseren Ohren summen: Das hat er in Tönen gesagt. Und so auch all unsere Liedmeister, Schumann, Franz, Brückler, Cornelius. Wolf ist hier von seinen Vorgängern recht nicht verschieden. Wohl aber potentiell, dank einer in jeder Beziehung entwickelteren Technik.

Da kam ihm zunächst der moderne Impressionismus zu Hilfe, der auf allen Kunstgebieten in der Lust lag und in der deutschen Musik (Bruckner) und Literatur (Ellenbogen) nicht minder ursprünglich ist als in der französischen Malerei. Der Impressionismus war ja nichts schlechthin Neues, sondern nur eine konsequente Anwendung des alten Kunstkniffes, eine *pars pro toto* zu setzen; freilich gehört immer ein Meisterauge dazu, die charakteristischste *pars* herauszufinden und so hinzustellen, daß das Resultat als ein *totum* — *pro partibus* — wirkt. Schon Schubert hatte von solcher Wirkung eine Ahnung; in der Begleitung des Liebes „Der Einsame“ wiederholt er hartnäckig ein einziges kurzes Motiv, das immer wieder an das Geräusch des Feueranschürens erinnert und dadurch eine ganz entzückende Heimstimmung weckt. Wehnlich läßt Wolf in „Weylas Gesang“ durch die ganze Begleitung nichts als die ruhigen Arpeggien der Harfe Weylas in schlichten Vierteln ertönen; dieses klangvolle Einerlei wandelt sich in der Vorstellung mit zwingender Macht in die majestätische Breite des Ozeans, aus dem in unendlicher Ferne, in Böcklinfarben, die wunderbare Insel, die Heimath der Phantasie emporragt: „Du bist Orplid, mein Land!“ Ein anderes Beispiel. Die Strophe „Alle gingen, Herz, zur Ruh“ hat einen Begleitungsrhythmus, Achteltriolen abwechselnd mit Achteln auf dem gleichen Tone ruhend, den man Takt für Takt wie Herzklopfen, nein, leiser, wie das Pochen des Pulses im Ohr auf dem Kissen empfindet: die Schlaflosigkeit. Solche Motive, die bei Schubert nur in den Pausen der Singstimme herauspringen dürfen, liegen nun bei Wolf der Entwicklung des ganzen Musikstückes zu Grunde; es entsteht und besteht aus ihnen. Und hierin ist die tiefere Wirkung seiner Schöpfungen begründet.

Das war nur möglich geworden durch das Werk Wagners. Schon Schumann hat ja eine einheitlich intime Stimmungwiedergabe durch die Begleitung angestrebt. Doch war damit einstweilen nichts gewonnen als die Absicht; denn die Begleitung war und blieb untergeordnet und die Deklamation, so frei Schumann sie zu gestalten suchte, blieb musikalisch gebunden. In Wagner aber hat sich nicht nur die Emanzipation der Sprache von der Musik vollzogen, sondern zugleich — und darauf wird lange nicht genug geachtet — die Emanzipation des Melos der Musik von dem der Sprache. Bei der Zusammenkoppelung einer Wortfolge

mit einer Melodie hat nicht nur die Sprache gelitten, zumal die deutsche, die sich in den Opern Mozarts und Meyerbeers obendrinn übersehen und gewaltsam unter die fertigen Noten schreiben lassen mußte, sondern auch die Musik. Die Föhrung einer musikalischen Melodie, wie sie dem unmittelbaren Bedürfnis des Ohres, dem Geist der sieben alten Töne entquillt, kann unmöglich die selbe sein wie eine Melodie, die in irgend einer Sprache mit schweren und leichten, vollen und spizen Silben, mit kurzen und langen Wörtern und Satzkonstruktionen gesungen werden soll. Diese wird immer rezitativisch beeinflusst werden. Schon jedes musikalische Instrument hat seinen besonderen Charakter, der für die Melodie mitbestimmend ist wie das Material für ein Bauwerk; alle „Arrangements“ sind Sünden. Unsere Musiker, deren Ohren zu Gehörmaschinen verknöchern, haben dafür leider meist kein Gefühl. Wie wäre es sonst möglich, daß sie in hundert populären Konzerten den Schluß der „Walküre“ aufführen mit einer Erregung der Stimme Totans durch ein Cornet à piston! Was gesungen ins innerste Herz dringt, wird so zu einer leichten Serenade. Eine unerträgliche Noheit.

Indem Wagner die dem Gesang natürliche Sprechmelodie freierwerden ließ, machte er zugleich auch die musikalische Melodie selbständig: sie führt das Orchester. Dieses erhält erst dadurch, daß es nicht nur harmonischer Hintergrund ist, sondern alle Kräfte der Musik, Harmonik, Rhythmik und Melodik, in sich faßt, die Fähigkeit, mit all der inneren Gewalt, die der Musik eigen ist, ohne den Umweg durchs Bewußtsein unmittelbar ins Gefühl zu wirken: wir schlürfen ihre Klänge, während unser Auge über den Rand des Bechers hin dem Spenber des Trankes ins Anlig blickt. Man sieht, welche Thorheit es war, wenn Anhänger der „absoluten“ Musik Wagner vorwarfen, er habe die Musik zu einer Magd der Poesie erniedrigt; er hat ihr eine Selbständigkeit verschafft, deren sie sich in keiner Arienoper und in keinem Liebe vor ihm erfreuen durfte.

Al Das wird Einem erst durch Wolf recht klar. Wohl mit in Folge des knappen Rahmens, in dem sich die Motive der Klavierbegleitung sogleich ausleben können, während Wagner selbst seine Themen vielfach nur wie erinnerungshast, mit Klüßlingen, Unklüßlingen, und fern verzognagte, der kommenhe, Sagen, und tauchen läßt und die große künstlerische Ordnung und Komposition meistens durch Färbung und Tempo allein bestimmt, nicht durch die „Durchführung“. In Wolfs Liedern ist der Klavierpart ein in sich abgerundetes Musikstück; die motivische Arbeit, wie eine Melodie sich vorbereitet, wird, wächst, sich ins Neueste steigert und zurücksinkt: Das läßt sich übersehen. Eine Begleitung wie die zu „Komm, o Tod“ ist schon an sich ein lüdenloses Kunstwerk; sie sieht einem Adagio Bachs zum Verwechseln ähnlich. Im Klavierpart ist eben bei Wolf die Seele der Dichtung schon enthalten; die Singstimme giebt nur das bewußte Wort.

Auch dieses, das Wort, ist gegen Wagner noch freier geworden. Wagners meisterhafte Deklamation eignete sich nur für den hohen Stil: die Dialoge in den Meisterfingern wirken vielfach schwerfällig. Wie leicht aber hüpfet ein Augenblickswort bei Wolf dahin! Er hat das Natürliche, den Gesprächston, wieder lebendig gemacht und fordert oft, ähnlich wie Mozart, eine fast undeutlich süßliche Zunge. Musik und Sprache sind im selben Maße der Modulation fähig geworden. Seine Deklamation verräth das tiefste Wissen um den Geist der

Sprache, ihrer Klänge und Rhythmen, ihrer Biegungen und ihrer Härten, ihrer ganzen wunderbaren seelischen Lebendigkeit. Das ist unseren Sängern meistens fatal, denn sie haben wohl singen, aber nicht sprechen gelernt; ein aufmerksames Naturstudium, also ein tägliches Beobachten, wie sich die menschliche Stimme eigentlich beim Sprechen benimmt, und eine ernste Beschäftigung mit Poesien Goethes, Platens und der modernen Dichter, Dehmels namentlich, wäre ihnen sehr anzurathen. Es giebt viele Eigenheiten in Wolfs Sprechmelodie, die nur deshalb sonderbar erscheinen, weil man auf den Tonfall der leidenschaftlich erregten Sprache nicht zu achten pflegt; sie sind so selbstverständlich wie die Luftperspektive und die violetten Schatten in der Malerei, die auch keine Erfindungen, sondern nur Entdeckungen bedeuten. Neu ist Wolfs musikalische Deklamation freilich trotzdem. Das verdankt er, neben seinem Genie, dem glücklichen Umstande, daß er schon in seinen Vehrjahren das beste technische Werkzeug dafür wohlgeschliffen und handlich vorfand: die moderne Chromatik.

Die Chromatik war im „Tristan“ zum zweiten Male zur Welt gekommen. Der Fortschritt gegen die Diatonik ist gerade für den gesanglichen Ausdruck ungeheuer. Daß die Oktave jetzt, statt der früheren sieben, zwölf Töne hat, die in jedem Augenblick verfügbar sind, ist das Wenigste. Aber jeder einzelne Ton erhält ja seine Farbe und psychologische Wirkung erst durch seine Stellung innerhalb des Akkords. Es giebt keine absoluten Töne. Ein *c* als Grundton hat eine andere Valeur, als wenn es Tercz zu *a* oder zu *as* ist oder als Sekunde, Quart, Quinte, Sexte, Septime fungirt oder als Vorhalt für *h*, *b* oder des gelten soll. Das muß durchfühlbar gemacht werden. In Wolfs Lied: „Dereinst, dereinst, Gedanke mein“ liegen die Silben „Gedanke mein“ auf den Noten *as* — *b* — *a*. Der Schritt von *as* nach *b* ist nur der einer großen Sekunde; dadurch aber, daß das *b* den Uebergang nach dem Sextakkord auf *as* einleitet, bekommt dieser Sekundenschritt den Charakter einer kleinen Tercz. Der Sänger muß es wissen und vorausfühlen und das *b* um eine Schwebung höher nehmen: dann steigert sich die Ausdrucksfähigkeit dieses Wortes gegen das gesprochene in fast räthselhafter Weise. Solches Empfinden der Eigenart jedes Gesangstones in der jeweiligen Harmonie setzt natürlich eine gründliche Vertrautheit mit der Komposition voraus; und insofern gelten die Gesänge Wolfs mit Recht für schwer. Nimmt man die Singstimme allein, so klingt sie oft viel einfacher und leichter als im Zusammenhang mit der Begleitung. Sänger, die nicht sehr musikalisch sind und sich nicht selbst begleiten können, mögen deshalb ernstlich davor gewarnt sein, sich ein Lied ohne die zugehörigen Harmonien einzulernen; sie werden dann nie dahinter kommen, was sie eigentlich zu singen haben. Lieber ganz die Finger davonlassen.

Weil Wolf so für jede Silbe den adäquaten Sington fand, weil er überhaupt in aller von Empfindungen beschwingten Sprache Musik vernahm — Gesang ist ja nur gesteigerte Sprache —, war er im Stande, den Dichtern und ihren Werken schlicht zu gehorchen. Er war nie der Versuchung ausgesetzt, seinem musikalischen Können die Bügel schießen zu lassen und so dem Text zu schaden. Ja, es scheint, daß sein ganzes Können sich überhaupt nur im Bann eines poetischen Kunstwerkes einstellte. Seine Erfindung reagirt so fein, daß sie, je schwerer und „unkomponirbarer“ der Text ist, um so größere Energie entwickelt, während

sie an Stellen, wo die Worte matt sind, selbst alltäglich wird (ohne darum an Adel einzubüßen); solche Stellen sind das Schlusswort von Eichendorffs Heimweh: „Grüß' Dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“ und von Mörikes „Enabe und Zimmlein“: „Nichts Lieblicheres auf Erden, als wenn man herzt und küßt.“

Nie hat ein Musiker sich so mit seinen Dichtern verstanden. Vielleicht hatte er es ja insofern, als er keine zeitgenössischen Schöpfungen zu vertonen unternahm; ich möchte das Gesetz aufstellen, daß zwei gleichalterige Künstler, wenigstens, wenn sie starke Individualitäten sind, einander nicht decken können, wohingegen sie sehr wohl in einem älteren Künstler aufgehen mögen, der das Allgemeingefühl bereits in seine persönlichen Geise gelenkt hat. So ist es undenkbar, daß ein Zeitgenosse des dreißigjährigen Goethe dessen „Ganymed“ kongenial vertont hätte; dieses brünnliche Aufgehen in der Natur konnte damals günstigsten Falles verstanden und nachgelebt werden. Das aber genügte nicht. Selbst einem Beethoven wäre es noch nicht gelungen; und als ein Menschenalter nach der Entstehung des Gedichtes der jugendliche Schubert die Komposition unternahm, kam zwar ein reizendes Musikstück zum Vorschein, das aber doch nicht mehr ist als ein musikalisches „Divertissement“. Erst Wolfs Komposition hat in dem alten Mythus die Seele des modernen Goethe-Menschen gelegt; es ist Etwas in dieser Musik, als ob alle Konturen des Reises zerflössen: so löst im Emporschweben durch die Wolken die irdische Schwere sich auf und steigt, nur wie ein ätherischer Sonnendampf noch sichtbar, auswärts an die Brust des allliebenden Vaters.

In jeder Beziehung ist es Wolf von Nutzen gewesen, daß er ein Später war. Er umfaßt und krönt alles Vorhergegangene. Denn es wäre unsinnig, behaupten zu wollen, daß er allein „die“ Form für das moderne Gesangsstück gefunden habe. Es giebt dafür so viele Formen, wie es Formen lyrischen Dichtens giebt; und keine von den Formen, die frühere Zeiten ausgebildet haben, vom strophischen Lied bis zur rhapsodischen Phantasie, keine hat Wolf verachtet. Instinktiv ergreift er die innere Struktur eines Gedichtes: und damit die ihm angemessene musikalische Form. Sein Stilbewußtsein ist unfehlbar, seine Vielseitigkeit in formaler Hinsicht ebenbürtig der psychologischen Durchdringung des Inhaltes. Balladen, strophische und durchkomponirte Lieder, Lieder, in denen (wie oft bei Schumann) der mittlere Vers trioartig sein eigenes Thema hat, während Anfang und Ende übereinstimmen; Lieder, in denen mehrere solche Trios eine Art Rondo schaffen; Choräle, Couplets, dramatisch ausgeführte Szenen; weitgriffige Rhapsodien: nie ist, auch in seinen frühesten Schöpfungen, eine Unsicherheit zu bemerken. Die einzige Entwicklung, die sich beobachten läßt, ist die zu immer knapperer und klarerer Form, ähnlich wie bei Schubert. Wie Schubert, von der dramatischen Urie ausgehend und sie mehr und mehr zusammenfaltend, schließlich zu einer volkshedhaften Einfachheit kam, so ist auch Wolfs anfangs, in seinen Mörikegedichten, verhältnismäßig am Breitesten und Freisten; bei den Spaniern zwingt ihn das rasige Temperament zu größerer Prägnanz und Volksthumlichkeit, bis er endlich im Italienischen Liederbuch seine eigenste Liebform fast in jeder Nummer ausprägt.

Denn um ein Moment hat Wolf das lyrische Lied bereichert. Es ist nur eine Nuance, aber von allertiefster Bedeutung: die Nuance des Werdens. Wenn ein Gedicht beginnt: „Hütest wieder Busch und Thal“, so ist es damit

im Grunde fertig; was noch folgt, ist nur ein Weiter Schwimmen in einer Stimmung, deren voller Strom uns schon mit der ersten Zeile trägt. Ähnlich sehen Schuberts Kompositionen stets mit der fertigen Melodie ein. Es giebt aber auch eine Pyrif, die innerlich dramatisch ist, Gedichte, die in der Mitte, ja, die erst in der letzten Zeile gipfeln. Sie erfordern eine andere Behandlung. Sie fangen unbestimmt an; die einleitenden Takte sind keine Vorbereitung, sondern eine ungewisse Frage; dann wächst die Unsicherheit, der Affekt belebt sich, ringt sich mit gesteigertem Pathos zu immer größerer Leidenschaft empor und erst am Ende fließt das Gefühl rein und klar, um dann in einem kurzen Nachspiel, wie das Nachbild der untergehenden Sonne, wieder abzuklingen. Wolf hatte für diese Art künstlerischen Arbeitens ein Vorbild in Goethes „Brüder Euge“, wo ja auch die „neue Weise“ allmählich in unseren Sinnen entsteht. Das aber war schließlich doch nur ein geistreicher Scherz; Wolf gräbt tiefer. Es ist etwas Dramatisches in seiner Pyrif. Eins der schönsten Beispiele solcher Stimmungsentwicklung ist schon Mörikes „In der Frühe“. „Rein Schlaf noch kühlt das Auge mir“; eine schwere Melodie lastet wie Alldruck. Das Fenster hellt sich schon, macht aber die Kammer nur noch enger und trostloser und Nachtgeister brüten in dem halbawachen, verführten Sinn. Da auf einmal: was ist? In zwei Takten wandelt sich die Melodie (sie wird keine andere, nur eine höchst wunderbare Modulation hat sie unmerklich verändert); und nun erkennt das Ohr in den nachtschweren Tönen den Gesang der Morgenglocken; sie klingen und klingen, es wird Licht, — und so verklingen sie endlich in den hellen, seligen Tag hinein. Ein Wunder ist geschehen.

Man sieht auch in Wolfs vorsonnensten Kompositionen: es ist zuletzt die Form, die seine Stärke ausmacht. Dem modernen Geist, der neuen Geheimnissen des Lebens, neuen Offenbarungen und Religionen auf der Fährte ist und das Ungewisse und Vieldeutige liebt, ist er so wenig verwandt wie der modernen Experimentalmusik; er ist gründlich unmodern, wie jeder große Künstler. Dennoch soll nicht unterschätzt werden, was er uns auch inhaltlich an Neuem beibringt hat. Namentlich hat er in der katholischen Mystik Spaniens ein Gefühlsgebiet erschlossen, das uns bisher nur aus der bildenden Kunst dieses Landes halbwegs bekannt war; und wie seine Psychologie, so ist auch seine Naturempfindung doch schließlich nur bei einem Menschen unserer Tage möglich. Dann seine Verdienste um die deutsche Poesie! Wie viel Halbvergessenes hat er wieder jugendfrisch gemacht, wie zahlreich sind die Gesänge, so werthvoll sie als Gedichte waren, deren Wurzeln doch erst seine Musik so tief geführt hat, bis sie Grundwasser trafen. Vor Allem hat er aber die Einheit künstlerischen und seelischen Empfindens wieder einmal bewiesen und alles Menschliche in zeitlose Gegenwartigkeit gerückt. Er gehört zu den Künstlern, die einen Schlupfunkt setzen und deren Werke für immer als Maßstäbe gelten, da ihnen nichts Problematisches anhebt. Er ist der Mozart des deutschen Liedes geworden.

Steglich.

Gustav Rühl.



Theologische Malerei.

Die Stoffe der nüchternen Alltäglichkeit, der sozialen Umgebung, der gewohnten Natur haben Künstlern und Volk nie völlig genügt. Vanter noch als anderswo äußert sich auf dem malerischen Gebiet der echt menschliche „metaphysische Trieb“, nämlich als Neigung zum Unerhörten, Geheimnißvollen, Paradoxen in Vornurf und Behandlung. Wir wissen, daß sich das Gefinde vom Lande bei Bauernstücken weniger unterhält als bei räthselhaften, pathetischen Ritterschauspielen. Etwas von dieser halben Absurdität steckt auch im naturwissenschaftlich erhellerten Kulturmenschen; sonst ist er eben ein Stockphilister, mag er auch zehn Doktorhüte aufhaben.

Der metaphysische Trieb erklärt in der Hauptsache die befruchtende Kraft des nationalen Mythos und der religiösen Ueberlieferung für die Malerei. Volks- sage und biblische Geschichte liefern, eben so wie dem alten Griechen, auch dem Italiener und Germanen eine Fülle schon deshalb unfehlbar packender Stoffe, weil sie die menschlichen Tugenden, Leidenschaften, Triumphe, Leiden in übermenschlicher Mächtigkeit und weltbewegender Tragweite zeigen. Dazu kommt noch, daß die zum Verständniß des Bildinhaltes nöthigen Assoziationen sich im Beschauer ohne Weiteres von selbst einstellen. Und die Fähigkeit, viele Assoziationen zu schaffen, wirkt in einem Kunstwerk stets als ein den Genuß fördernder Umstand.*)

Die entwicklungsgeschichtliche Thatsache, daß gerade das christliche Evangelium der Malerei Anregungen von unübertroffener Vielseitigkeit und Nachhaltigkeit gab, ist von den Kunsthistorikern seit dem alten Vasari so oft und trefflich gewürdigt worden, daß ein neuer Beweis nicht mehr nöthig ist. Wenig bemerkt aber wurde bisher ein tieferer Prozeß: wie neben dem anschaulichen Inhalt des Testaments auch die christlich-theologische Spekulation als solche befruchtend auf die Malkunst gewirkt hat und zum Theil noch heute wirkt. Die religiöse Metaphysik hat aber zweifellos seit dem Ausgang des Mittelalters bis ins siebenzehnte Jahrhundert die malerischen Aufgaben umgeschaffen oder mindestens vertieft. Sofort sei hier gesagt, daß die Maler jener Zeit nur zum kleineren Theil die theologischen Probleme wirklich schulmäßig kannten, wenn sich auch gerade solche Probleme im Trecento und Quattrocento einer Popularität erfreuten, von der wir in unserer religiös lauen Zeit uns schwer einen Begriff machen können. Die Maler der Periode, an die ich denke, strebten, bewußt oder unbewußt, danach, gewisse spekulative Lehren über religiöse Personen und Begebenheiten durch anschauliche Mittel zum Ausdruck zu bringen. Das gelang ihnen am Wenigsten mit der Dreieinigkeit, am Meisten mit der Mutter Gottes.

*) Die rein praktische Erwägung, daß der allgemeine Helden- und Heiligenkult dem Künstler ein gewisses Maß von Malaustragen und einen befriedigenden Absatz sichert, darf nicht vergessen werden; in ihr aber den Schlüssel zur genetischen Erklärung suchen, hieße, die ganze Hälfte einer Wechselwirkung unterdrücken. Wenn die technisch nicht unbegabten Juden der salomonischen Zeit es zu keiner namhaften Kunst brachten, so trug daran das Verbot, Gott bildnerisch darzustellen und ihm gemauerte Kultstätten zu bauen, wohl die Hauptschuld.

Der Kern der Dreieinigkeitslehre, daß ein Gott sei, aber in drei Personen wirke, ist ein Mysterium, dem auch der genialste Maler durch anschauliche Mittel nicht beikommen konnte. Das bloße Neben- und Uebereinanderstellen von Gott-Vater, Gott-Sohn und Gott-Heiligem Geist, selbst mit Dürers Innigkeit, ist eigentlich dogmenwidrig, weil gerade die Einheit der drei Personen damit verleugnet erscheint. Die Vereinigung dreier Figuren nach Art der Trinitas (womit sich noch ein Fra Bartolomeo abmühte) ist unmalerisch und läuft der Lehre zuwider, daß jede einzelne göttliche Person die ganze Gottheit bedeutet.*) Gerade darin spricht sich das Uebersinnliche der Trinität aus, daß sie durch Symbol oder Allegorie, überhaupt durch Hilfsmittel der Anschauung niemals begreiflich werden kann. Auch die bildliche Vereinigung zweier göttlichen Personen konnte den Malern nie gelingen; es sei denn, daß man den Heiligenschein über Christi Haupt als Ausdruck der Immanenz des Heiligen Geistes im Gott-Sohn deutet. Ein Bildniß, das Gott-Vater und Gott-Sohn zugleich darstellt, ist unmöglich, weil auch die kühnste Symbolik nicht den Gedanken $1 = 2$ oder $2 = 1$ sinnlich zum Ausdruck zu bringen vermag.

Die Fähigkeit der großen Maler, Spekulatives zu veranschaulichen, beginnt bei der Aufgabe, eine einzelne göttliche Person darzustellen.

Gott-Vater ist, im Vergleich zu Gott-Sohn, auffallend selten gemalt worden. Die ewige Unveränderlichkeit Gott-Vaters, dessen Sein und Thun keine Annäherung an menschliches Wesen verträgt, ist ein Vorwurf, an den sich die Kraft auch des begabtesten Künstlers nur zögernd wagt. In Wolken gehüllt, in verschwommenen Konturen angedeutet, thront Gott-Vater inmitten des Engelschors als mächtiger, weiser, zugleich väterlicher Greis. Neben dieser Darstellungsweise hat die Malerei keine weiteren Varianten zu liefern vermocht. Nur ein Einziger vermochte in seinem Gott-Vater auch die Urgewalt des Schöpfers zum Ausdruck zu bringen: Michelangelo in seinen sizilianischen Fresken.

Unvergleichlich dankbarer gestaltete sich die Aufgabe, Gott-Sohn zu malen. Die spekulative Idee, die hierbei anschaulich werden sollte, war die des Mensch gewordenen Gottes als Erlöser. Instinktiv oder bewußt haben alle Christusmaler, von den altchristlichen Stämpfern bis zu Ullde und Max, ihre Aufgabe in diesem Sinn aufgefaßt; doch beschränkte sich, je nach der Eigenart und dem Können des Künstlers, die Darstellung mehr auf das rein menschliche Element oder enthielt mehr Hindeutungen auf die göttliche Wesenheit. Daß damit eine wirklich neuartige Vertiefung malerischen Stoffes gegeben war, zeigt ein Vergleich mit der Antike. Dem griechischen Bildhauer schwebte als höchste Aufgabe

*) Wer erinnert sich nicht des köstlichen Scherzgedichtes von Karl Stieler (Drei Buschen), wo ein Landgeistlicher in seinem Eifer, den Bauern die Dreieinigkeit durch einen anschaulichen Vergleich verständlich zu machen, das Bild einer Wirtgabel mit ihren drei Zinken wählt? Ein Pedant müßte gegen dieses Bild einwenden, daß die drei Zinken Theile der einen Gabel seien, während die drei göttlichen Personen nicht Theile eines Ganzen bedeuten, sondern jede für sich das volle höchste Wesen erfüllt. Der selbe Einwand ist auch der bekannten spätmittelalterlichen Darstellung der Dreieinigkeit als eines dreieckigen Nimbus mit den Buchstaben P. F. S. (pater, filius, spiritus) entgegenzuhalten.

vor, den Menschen in reichster Vollendung seiner natürlichen Formen darzustellen; die ideale Menschengestalt aber schrieb der Volksglaube den Göttern zu. Dazu traten dann in der Reifezeit die feineren Hinweisungen auf den Charakter der zu bildenden Gottheit, die aphrodisiische Ueppigkeitlinie, die herakleische Muskulatur, die einseitige Formenweichheit der Zeus dienenden Knaben u. s. w. Ob irgend einem der begnadetsten Meister eine psychologisch problematische Weiterführung solcher Ansätze*) aufblühte, ist zweifelhaft; jedenfalls stand dem Griechen im Vordergrund der durch das Künstlerauge verstärkte physische Mensch, der sehr wohl als Repräsentant der allzumenschlichen Götterwelt (die lachte und weinte, log und Hebruch trieb) gelten durfte.

Keinen mächtigeren Gegensatz konnte man hierzu ersinnen als den tiefen, erschütternden Ernst des Lebens und Leidens Christi mit seiner vorwaltend physischen Bedeutung. Auch der Leib Christi mußte im Kunstwerk übermenschlich „schön“ sein; doch diese Schönheit lag nicht in den für Genußleben und Krieg ebenmäßig geformten Linien, sondern verborgen in der anschaulichen Hindeutung, daß der Leib der Ausdruck der Seele des als Mensch wirkenden und leidenden Gottsohnes sei. Christus durfte aber im Sinn der spekulativ-theologischen Forderung nicht etwa als ein Mittelglied oder Durchschnitt zwischen Gott und Mensch aufgefaßt werden. Ein Mensch, der Gott ist: diese unanschauliche Paradoxie war zu malen. Der nie abgestumpfte innere Reiz für die Christus-Maler lag eben in der unmöglich ganz, aber doch in Annäherungen lösbaren Aufgabe, dieses rein Gedankliche sichtbar zu machen.

Die auf die göttliche Wesenheit Christi hindeutenden Merkmale waren bei jedem Maler der Uebergangszeit andere. Mit großen Keußerlichkeiten war es dabei nicht gethan, nicht mit überragender Leibesgröße, Höheit und Milde im Blick, starker Dämpfung der Leidensäußerungen (ein Christus, der sich im Schmerz wälzt, wäre eben nur Mensch), erhabener Ruhe bei der Auferstehung und Himmelfahrt (ohne das Frohlocken des Triumphators). Dazu kamen noch — als Zeichen höherer Stufe — die Ragerkeit der Figur, ungeschchnittene Haare und Bart, schmucklose Gewandung (Alles Ausdruck der Geringschätzung irdischer Bedürfnisse), endlich das Fehlen von Flügeln (die nur Mittelwesen, Engeln und Teufeln, zukommen). War Christus bekleidet dargestellt, so erschien absichtlich jede nationale Eigenthümlichkeit unterdrückt, während in der selben Zeit Mars in holländischer Rüstung, Lucretia als Venezianerin, Rabbiner als Türken gemalt wurden. Der nackte Christusleib aber sollte bei den reifsten Künstlern das äußere Sinnbild des Seelenschmerzes oder der Erldserwonne sein. Auch beim Christusbild (wie bei antiken Götterbildern) lenkt die Nothheit von dem zufällig Irdischen ab und deutet auf göttliche Wesenheit hin.**). Während aber der minder begabte Maler mit all diesen bezeichnenden Mitteln nicht weit über die Darstellung eines zu Tode gesetzten jüdischen Sektirers hinauskam, erhob sich das Können der genialen Meister zu einer Weisheit im Ausdruck, die alle grobsinnliche Behand-

*) Nach der sinnlichen Seite wäre vielleicht in der Hermaphroditen-Skulptur ein derartiges Problem zu suchen.

**) Wird doch auch auf Tizians bekanntem Bilde die nackte Gestalt als die himmlische, die bekleidete als die irdische Liebe gedeutet.

lung der Fleischlosigkeit und Wunden verschmähte und zu den höchsten Feinheiten malerischer Charakteristik griff. Bei den ergreifendsten Vorgängen in Christi Leben, der Kreuzigung, Verklärung und Himmelfahrt, bot zugleich die Paradoxie des Stoffes die größten malerischen Schwierigkeiten. Die körperlichen Leiden der Kreuzigung betonten das Menschliche übermächtig, so daß die Darstellung des Psychisch-Göttlichen die künstlerische Vollkraft eines Fra Angelico oder Rembrandt fordert. Daß bei der Verklärung das Aufgehen des Leiblichen im Göttlichen über die Möglichkeit zulänglicher malerischer Darstellung hinausreicht, fühlen wir selbst vor Raffaels Transfiguration.

So blieb denn bis zum fünfzehnten Jahrhundert der predigende, leidende, triumphirende Christus neben der Madonna der vornehmste Stoff der europäischen Malerei; und er wurde erst aus dieser Rolle gedrängt, als die Renaissance mit ihrem ungeheuren Schatz an neuen Motiven und Interessen hereinbrach.

Nur selten wurde dagegen die dritte göttliche Person, der Heilige Geist, Gegenstand künstlerischer Stoffwahl. Hindernde Umstände waren wohl die höchst abstrakte Natur und dogmatische Unbestimmtheit der Gestalt und das überlieferte Tauben- und Flammensymbol; weder das Thier noch das Feuer erlaubte bedeutsame Variationen.

Was aber die Kunst vermag, wenn ihr ein ausdrucksfähiges, anschauliches Substrat zuhilfe kommt: Das zeigte sich in der Uebergangsepoche am Madonnenbild. Die unerlöschliche Anziehungskraft dieses Stoffes hängt mit der theologischen Voraussetzung der Aufgabe des Marien-Malers zusammen. Ein Weib, das geboren hat, trotzdem aber Jungfrau ist: diese *contradictio in adiecto* ist im Madonnenbild zu malen. Und die unbefleckte Gebärerin soll Gottesgebärerin sein. Dazu kommt, daß Maria Gelegenheit zur Darstellung der reinsten Frauenschönheit giebt, wenigstens in Antlitz, Hals und Händen, aber auch im bekleideten Leib.*) Die spekulative Paradoxie Jungfrau-Mutter wirkte nicht nur auf die Auffassung, sondern auch auf die Darstellung des Uebergangsmalers. Je nach Vermögen und Persönlichkeit des Künstlers tritt in der Madonna entweder das Jungfräuliche oder das Mütterliche stärker hervor; bei Wenigen sind beide Elemente ausgeglichen. Die Italiener von Botticellis Manier (so sehr auch Einzelne sonst bewundernswerth sein mögen) haben eigentlich noch keine Madonnen gemalt, sondern unreife Mädchen, die Kinder im Arm tragen, — vermuthlich fremde Kinder. Künstler in der Art des Del Sarto dagegen sahen Maria freichweg als junge Mutter auf (Madonna del Sacco), wobei die Immaculata zu kurz kam. Vollendete Ausgleichung und Versöhnung der Gegensätze ist Raffael in seiner *Granduca* (nicht aber in der *Seggiola*) gelungen.

Die Anschauungs-Paradoxa des Gott-Menschen und der Jungfrau-Mutter

*) Warum die Jungfrau Maria niemals nackt gemalt worden ist? Ich glaube: weil Maria zwar heilig, aber nicht göttlich ist, ferner, weil jede Beziehung auf Sinnlichkeit vermieden, dafür die Mutter mit ihrem Pflichtenkreis betont werden muß. Auch genügt zum Ausdrücken der Gefühle und Gedanken Marias das Gesicht. Von leiblichen Verwundungen berichtet das Evangelium nichts und selbst das vom Schwerte durchbohrte Herz wird in Deutschland und Oesterreich unbefangen auf das Kleid gemalt.

hatte die katholische Theologie der Kunst als Fermente geliefert. Und die protestantische Theologie? Es ist kein Zufall, daß die holländische Genrefkunst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts auffallend nüchtern wird und daß auch die mittel- und süddeutschen Maler immer tiefer ins Handwerksmäßige gerathen; der Protestantismus hatte eben keine neuen spekultativen Sätze in die Mal-Probleme gebracht und der Katholizismus war in seinen Grundanschaffungen abgeschlossen. Ohne Zweifel ist heutzutage die religiöse Dogmatik, eben so wie der nationale Mythos, als Kunstförderndes Element noch tiefer in den Hintergrund getreten. Sollen wir klagen? Ob das soziale Problem, das jetzt alle Geister erfüllt, eine gleich anreizende Macht besitzt: die Frage ist noch keineswegs entschieden. Die Antwort können erst die Künstler der Zukunft geben.

Wien.

Professor Dr. Josef Klemens Kreibitz.



Der letzte Hausschlüssel.

Herrschafft, wen laden wir jetzt noch ein?"

Wie er da stand, unser Amirps und allgemeiner Liebling, auf seinen Spinnebeinchen mit dem kurzen, verwachsenen Oberkörper drauf und dem langwähnigen Denkerhaupt, das jetzt die rothe „Mulus“-Mütze deckte! Auf Sekunda, als er mal im Notus „o rex!“ mit „o König!“ übersehte, hatte ihn der Oberlehrer angehalten und gefragt: „Wenn Sie hier in der Zwischenpause reden, sagen Sie da auch: „O Jungens?“

„Rein.“

„Run, wie sagen Sie denn?“

„Herrschafft!“

Seitdem hieß er der Herrschafftliche.

„Wir wollen den alten Kybas einladen“, schlug Einer von uns vor.

„Warum den Kybas? .. Der giebt ja gar nicht Stunden in Prima?“

„Aber er begiebt sich jedesmal die Nase. Dann singt er das Lied von den beiden Hasen und fängt schrecklich zu weinen an. Und Das ist zum Augeln.“

„Ach, Der kommt ja doch nicht!“

„Wie so?“

„Kriegt keinen Hausschlüssel. Die Alte läßt ihn nicht weg.“

„Laden wir die Alte auch ein“, rief der Herrschafftliche und hatte sofort die Vacher auf seiner Seite. Die Frau Professor, mit ihrem strengen, vergrämten Gesicht auf dem Abiturientenkommerz, wie sie „Flos floribus!“ schrie und „Saus!“ Das schlug durch.

„Der Hüon soll sie anreden“, riefen wir; „da wird sie krr.“

Der blonde Hüon war ein sechs Fuß langer, bildhäßlicher, etwas verschämter Bursch von siebenzehn Jahren. Aber wenn es drauf ankam, stand er seinem Mann.

„Gut, wird gemacht“, sprach er; und wir zogen los.

Kybas — Das war natürlich nur ein „Biername“ — bewohnte ein heruntergekommenes, altfränkisches Patrizierhaus mit hohem Portal und schweren

eisernen Stachelketten an jeder Seite zwischen Preßstein und Mauer. Ueber diese Ketten pflegte der Bräve in früheren Jahren immer in den Rinnstein zu straucheln, wenn er voll nach Hause kam und, erblich belastet mit der Wahndee, daß an Treppen feste Geländer sein müßten, sich auf diese schwankenden Apparate stützen wollte. Die arme Frau Professor hatte dann, abgesehen von der Fledereinreinigung, meist auch noch ein paar Bücher im Ueberzieher zu flicken gehabt. So war sie denn allmählich durch diese immer wiederkehrenden Unfälle in die Position einer Kantklippe hineingeschredt worden, mochte von solchen Dingen wie „Voragneipe“ und „Abiturientenkommerz“ am Liebsten gar nichts mehr hören und hielt den massiven, im Städtchen wohlbekannten Hausschlüssel in festem Gewahr-sam. Etwas erstaunt, mit sauerlächen Mienen, empfing sie heute oben auf der geräumigen Vortreppe unsere Abordnung.

„Gnädige Frau“, begann Hün, der Galgenstrich, „wir würden so gern heute auch unseren Lieblingslehrer noch einmal vor dem Abschied unter uns sehen. Wir wissen freilich: der Herr Professor fühlt sich viel wohler und glücklicher zu Hause . . . Und wir können ihm Das auch nicht verdenken.“ Er schob einen treuherzigen Blick auf die Matrone, die durch einen seltsamen Zufall zu erröthen begann. Hün merkte, er habe gewonnen Spiel, und setzte Alles an Alles.

„Wie wäre es, gnädige Frau, wenn auch Sie heute an unserer kleinen Feier theilnehmen wollten? Sie sollen den Ehrenplatz haben und für beste Verpflegung wird gesorgt.“

Die Ärmste wußte nicht, was sagen. Halb witterte sie Unheil, halb war sie von den biederem blauen Augen gerührt. Der Knirps stieß mir den Ellbogen in die Seite; da öffnete sich die Thür und Rybas, den Schlafrock mit der Linken über einem kaum ganz einwandfreien Unterkostüm zuhaltend, in der Rechten eine lange Peise schwingend, trat aus seinem vollgequalmten Studirzimmer, wie ein Indianerhäuptling aus dem Wigwam. „Ja, was ist denn los?“ fragte er in seinem breitesten Schwäbisch; „was wolle denn Die da?“

„Ach“, sagte die Gattin ärgerlich und doch lachend, „sie kommen uns zum Kommerz einladen. Das heißt . . .“

„Uns?“

Rybas blickte über die Brillengläser hinweg von Einem zum Anderen, dann auf seine Gestränge.

„Hast denn Lust, Gemmale?“

Aber auch Emma fühlte sich nicht mehr behaglich; sie wollte die Scene beenden. „Den jungen Herren ist es ja nur um Dich . . .“

Einige von uns protestirten, Hün aber fiel schlagfertig ein: „Also der Herr Professor kommt? . . . Abgemacht?“

„Ja, wenn Du meinst?“

„Also auf heute Abend dann!“ riefen wir. „Sie wissen schon, Herr Professor: in der Bürgerhalle, um Acht mit Akademischem. Wir rechnen fest auf Sie. Tausend Dank, gnädige Frau! Aber Sie hätten unsere Einladung ruhig annehmen sollen. Ein paar Gutsbesizerdamen kommen auch.“

„Das glaub' ich nicht“, hörten wir noch, polterten aber schon die Treppe hinunter, schlugen einander auf der Straße auf die Schultern und waren einig: „Das wird heute sein!“

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch die Stadt: „Der Rybas kommt auf den Kommerz!“ „Er muß 'ne Red' halten!“ hieß es dann sofort. „Er muß die Hasen singen!“ Alles freute sich, in jenem grausamen Frohlocken der Jugend, alte Herren mal gründlich in die Tinte zu bringen. Der Nachmittag verging wie gewöhnlich an den Examenstagen. Die von der nahen Hochschule herübergekommenen Studenten saßen gleich vom Frühstückoppen durch, schoben Regel oder legten sich im Garten der Bürgerhalle ein Büschchen ins Gras, bis der Abend kam und die Hauptsache losgehen konnte.

Damals gab es noch nicht an jeder dritten Ecke einen „Pilsener Urquell“ oder ein „Pischorr“; das Abiturientenexamen war ein Ereigniß. Wie ein altes Chargenpferd, wenn es die Trompete hört, spitzte Alles, was jemals studirt hatte, die Ohren bei dem bloßen Namen „Kommerz“. Der Forstmeister kam regelmäßig in seiner grünen Uniform mit goldenen Fangschnüren; was Farben getragen hatte, brachte sich im Ueberzieher oder in der Hintertasche des Rockes eine bunte Mühe mit, und waren die erst aufgesetzt, so gegen zehn Uhr, dann wurde es furchtbar gemütlich. Dann bildete sich bald hier, bald dort „die scharfe Ecke“, Abenteuer, Schnurren, Mensurgeschichten wurden erzählt, der Unterprimaner sah zum ersten Mal die Gewaltigen dieser Erde in völliger Entspannung und traute seinen Ohren nicht, wenn er dem fehlerfreien Direktor, der Lateinisch reden konnte wie Cicero selbst, beim Philisterhospiz plötzlich anstimmen hörte: „In des Waldibus tieffibus Gründibus“. Die Bierfische, in schwarzem Frack mit weißer Schärpe und leinenen Turnhosen in hohen Schmierstiefeln, walteten ihres Amtes. Sie allein durften sich nicht betrinken. „Bernimm, ich bin aus Tantalus 'Geschlecht“, hatte Einer mal gesagt. Und Rybas kam. Jetzt schien die Sache in Richtigkeit.

Von vorn herein war die Stimmung famos. Graf Hedderling sah da, dessen Junge heute „Examen geschmiffen“ hatte und für den vor dreißig Jahren Rybas aus Tübingen als Hauslehrer verschrieben worden war, um dann in zarten Banden hängen zu bleiben. Heute fand er auch einen Landsmann vor, einen Feldmesser mit dem exotischen Beinamen „Kummkarita“. Den hatten die Buben mal belauscht, wie er vor einem Neubau, nach dem Dach hinaufsteigend, immerzu fragte, ob keine Rinne 'ran läme („Kumm' la Mi 'ra'?“); und diese wohlklingende Wendung hatte so gefallen, daß Signor Messerfeldo auf sie getauft wurde. Die beiden Schwaben regten einander immer sehr lebhaft an; und der Philologe, das große Kind, wie er aus der langen Pfeife schmauchte, sich die bunte Mühe ins Genick schob und all seiner Schalkheit einmal so recht die Zügel schießen ließ, war ein Bild der Glückseligkeit. Ach, Niemand konnte ja ahnen, daß gerade über diesem Kommerz ein schwarzes Verhängniß waltete und mehr als Einen, schuldig oder unschuldig, in den Strudel hinabziehen sollte.

Es hieß einen Bruder Studio lange vor elf Uhr sich plötzlich erheben und nach Hause begehren. Die „Entreprise“ (zwei Oberprimaner) geleiteten den Würdigen in die Garderobe und versuchten dort, ihn mit einem Ueberzieher zu versehen. Seine Aussagen waren dürftig; nur grau sollte der Ueberzieher sein. So ward ihm der erstebeste graue Ueberzieher vorgehalten, er schlüpfte, wenn auch mit einiger Mühe, hinein, faßte in die Seitentaschen und erklärte: Ja, Das sei der richtige; aber die Schlüssel? Die gehörten nicht ihm. Die

müßten von Jemandem vertauscht sein. Er könne keine falschen Schlüssel brauchen. Er wolle seine eigenen. Einer der beiden „Entrepreneurs“ — er wurde später Lieutenant — bewährte hier zum ersten Mal seine militärische Begabung für das Nothwendige. Mit schnellen Griffen fuhr er in die Taschen der nächsthängenden Uebergießer, langte die Schlüssel hervor und breitete sie, immer mehr, immer mehr, mit verbindlichem Eifer vor dem Trunkenen aus, der, sich an der Tischkante haltend, verschwommenen Auges das zappelnde Gewimmel vor ihm durchmusterte. Er wählte zuletzt zwei Schlüssel aus, von denen ein dunkler Instinkt ihm zuraunte, daß sie mit den seinen entfernte Aehnlichkeit besäßen, und die übrigen, darunter auch ein schwerer, altfränkischer, wurden wieder in die Uebergießer zurückgesteckt, — nur nicht gerade in die, aus denen sie genommen worden waren. Der Bruder Studio winkte seinen Dank majestätisch mit der Hand und nahm beinahe den Thürpfosten mit, während er dem fernem, jetzt so zweifelhaft gewordenen Lager zustrebte.

Inzwischen hatte der Kommerz seinen fröhlichen Fortgang genommen und Rybas, dem die eingefallenen Gelehrtenwangen bereits rosig glühten, seine Rede begonnen: „Kommilitonen! Sophokles sagt: Von Allen das Gewaltigste ist der Mensch. Und er hat Recht“. „Bravo!“ hieß es. Rybas blickte mit heruntergezogenen Mundwinkeln ein paar Sekunden träumerisch in die Höhe, als ob eine Vision über ihn käme, machte mit der Rechten, die er nach hinten unter seine Rockschöße geschoben hatte, vibrirende Bewegungen, schmagte einmal mit den Lippen und fuhr fort: „Gewaltig ist der Mensch. . . wenn er seine ersten Hosen trägt“ . . „Bravo!“ „Gewaltig, wenn er hinterm Zaun seine erste Cigarre raucht“ . . „Na, na? . . Bravo, bravo!“ „Gewaltig, wenn er sich zum ersten Mal rasiren läßt“ . . „Sehr wahr! Bravo!“ „Gewaltig, wenn er zum ersten Mal seiner Dulcinea nächtlings ein Ständchen bringt.“ „Bravissimo!“ „Gewaltig, wenn er heirathet“ . . Hier sahen sich Viele etwas überrascht und mit spöttischem Zwinkern an, während der Redner seinen Trumpf ausspielte: „Am Gewaltigsten aber ist der Mensch, wenn er sein Abiturientenexamen gemacht hat“. Jetzt erhob sich ein unbeschreiblicher Jubel. Das verstanden, Das fühlten alle Versammelten mit. Rybas kam nicht mehr dazu, weiterzusprechen; vier „gewaltige“ Maulesel hoben ihn hoch und trugen ihn im Triumph um die Kommerstafel herum, die Musik blies Lufsch; und nun begann ein Zutrinken. Der Alte, nicht wenig stolz auf seinen Erfolg und mit einem durch schmerzlich lange Wochen geschärften Durst, that ehrlich Bescheid. Die Lage wurde kritisch. Wenn Das so weiterging: wie sollte er noch singen? Schon hatte er sich ansehnlich gemacht, auf der Kommerstafel mit Rumkarica den Bierwalzer zu tanzen. Mühsam wurde er zurückgehalten, die leitenden Männer tuschelten und winkten einander zu: es war die höchste Zeit! Einer der Präsidien schrie: „Silentium fürs Philisterhoispiz!“ Die Einleitungstrophe wurde gesungen und gleich hieß es: „Incipiat Rybas!“

Der sträubte sich wie eine Primadonna, die ihre Noten vergessen hat. Er wußte: das Lied, das er nun preisgeben sollte, würde seinen ganzen Welt-schmerz aufzählen. Aber „Die Hasen! Die Hasen!“ schrie man von allen Seiten. Die Korona sang einen Spottvers zur Aufmunterung, stampfte mit den Füßen, litt nicht, daß der Alte sich mit einem Halben loskaufte. Endlich, mit einem

traurigen Kopfnicken nach dem Präses hin, erklärte er sich bereit, die Schläger klatschten auf den Tisch, lautlose Stille trat ein und eine Stimme, in der unendliche Behemuth beulte, begann:

„Zwischen Berg . . . und tie—iesem, tie—iesem Thal . . .“ Der Sänger hatte eine Innigkeit in die Worte gelegt, sich in das Thal förmlich hineingeknielt. Nun stockte er; seine Mundwinkel zuckten. Rund um ihn rothglänzende, lustige Gesichter; die krassen Häuse von Unterprima bissen in die Stuhllehnen, um nicht loszuklappen; auch viele der älteren hielten sich Taschentücher vor den Mund. Doch „Silentium!“ hieß es und „Pergas!“ Der Alte sang: „Sahen einischt . . . zwei Hasen . . .“ Jetzt kam die Hauptsache. Sein Gesicht nahm etwas Schmerzerwühltes an, er hob die Rechte höher und durch den Saal zitterten die Klage-laute: „Frahns ab . . . das gru—unt, gru—ne Gras . . .“ Aber schon war es zu viel für ihn geworden. Die Voraussicht, daß im zweiten Vers ja doch „der Jäger, Jäger“ kommen würde, der die Hasen schoß, überwältigte sein weiches Herz. „Hu—u—uh!“ hörte man ihn aufschluchzen, er bedeckte sein Gesicht, und während die ganze Kneiptafel in eine Lachsalve, ein Gebrüll, ein Gewieher losbrach, taumelte er von seinem Sitz empor, wehrte mit der Hand, wie Aeneas einst vor Dido, als er Trojas Brand berichten sollte, und sein „Ad loca!“ kein Spottvers, keine drohende Bictstrafe vermochten den greisen Varden mehr zu halten.

Ein befreundeter Oberlehrer, der in der selben Straße wohnte, nahm sich seiner an, geleitete ihn nach Haus, führte ihn die Stufen mit den türkischen Seitenketten bis zum Portal empor. Sobald Nybas den schweren Drücker mit der Linken festgefaßt und wieder einen Halt im Leben hatte, verabschiedete sich der Jüngere und ging nun, sein eignes Heim aufzusuchen.

Jetzt begann ein mühseliges Ringen. Die altberühmte alkoholische Uneinigkeit zwischen Schlüssel und Schlüsselloch schien heute etwas ganz besonders hinterlistiges angenommen zu haben. Nybas kämpfte lange Minuten wie ein Held; endlich verlor er die Geduld, zog das Pfeifenrohr als Hebel durch den Schlüsselfring, legte sich mit voller Wiederkraft in das Drehwerk hinein, — und drehte glücklich den Bart vom Schlüssel herunter. Das war ganz unbegreiflich. Wo hatte er solche Stärke herbekommen? Bei diesem altherwürdigen, bicken Möbel aus Schmiedeeisen? Er besah das Rudiment und merkte zu spät: Das war ja gar nicht sein eigner gewesen! Erschreckt griff er in die Taschen seines Ueberziehers, ohne die Lösung des Räthsels finden zu können. Eine dunkle Ahnung überkam ihn, daß Dieses erst den Anfang fürchterlicher Verlegenheiten für ihn bedeute; da war auch der freundliche Kollege wieder zur Stelle und rief: „Ja, sagen Sie, Herr Professor, kommen auch Sie heute nicht in Ihr Haus?“

„Nein“.

„Ich hätte mir eben beinahe den Schlüssel abgedreht.“

„Und ich hab' es schon gethan.“

„Da muß sich irgend ein verflügelter Schulfuchs einen dummen Spaß gemacht haben. Was nun?“

Nybas wählte in Gedanken den Plan, an der Klingel zu ziehen. Aber wozu? Das Schlüsselloch war ja verstopft und von innen her unzugänglich! Und Emma? Wenn sie auf einer Feuerleiter aus dem Fenster stieg, um über ihn, den Rissestäter, herzufallen?

„Kommen Sie, Herr Kollege!“ rief er mit schlotternden Knien.

„Aber wohin?“

Da kam es wie Tropf, wie das „vogus la galéro!“ des Verzweifelten über ihn. Mit heller Röhle stimmte er an: „Nach Hause gehn wir nicht!“ und zog den verdutzten Oberlehrer hinter sich drein.

Zur Bürgerhalle einsehend, merkten sie schon von Weitem, daß der Kommerz den Höhepunkt erreicht hatte. Wilde Trinksprüche aus der Zeit der alten Preußen, wie sie Perkus Monte im Kreise der Seinen, wie sie Konrad von Jungingen im Ritteraal der Marienburg mit litauischen und majurischen Gästen gewechselt haben mochte, flogen hin und herüber: „Sassahu, sassahu, massarenide!“ „Rampjadaus, rampjadaus, massaternide!“ Zwei Bierleichen lagen bereits im Vorzimmer auf dem Sofa. Das Wiedererscheinen des Alten wurde mit unsäglichem Jubel begrüßt. Leider war es nur allzu erfolgreich.

... In dieser Nacht gelangten sehr wenige Festgenossen in ihr häusliches Bett und manche Gattin, der am Abend vorher die feierlichsten Versicherungen von Zuverlässigkeit und Treue gegeben worden waren, hatte in bangen Angsten, in steigendem Zorn bis an den hellen Morgen zu wachen. Den Forstmeister sah man um sechs Uhr mit einem Berichtsrath und einem Studio auf der Promenade Regel schießen, mit Rohrköpfen, die sie eben von den anrückenden Markt-
~~überergriffen hatten...~~ fremden, frisch gestrichenen Gartenbank ein Asyl gefunden und trat, mit fürchterlichem „Jammer“, um Sieben den schweren Gang nach Kanossa an.

Man kann sich Emma wohl vorstellen, als bei der Früh-Aufnahme des Inventars der leichtsinnige Watto mit dem stilvollen Hauschlüssel fehlte, dafür die Hausthür sich als verbarikadirt und das Schlüsselloch als vernagelt erwies. Die Blicke, die Mienen, die Stachelreden der unteren Partei! Bis ein Schlosser herbeicitirt war, der in mühevoller Arbeit erst mal das ganze Schloß abnehmen mußte! Bleiben wir lieber den Schleier über das Familien drama, das nun folgte...

Es hatte sich schon seit Jahren stets in der Form eines Monologes abgespielt; denn so viel hatte Rybas in den vorausgegangenen Kriegsjahren doch gelernt: daß es nichts gab, was er sagen konnte, ohne seine Stellung dadurch zu verschlechtern. So sah er da, demüthig und gebeugt, und hatte seine eigenen Gedanken über die Grausamkeit des Geschicks, das keinen lieberem Zeitvertreib weiß, als harmlose Häslein, die sich im grünen Gras einmal göttlich thun wollten, zu vernichten... Ein schneller Tritt auf der Treppe, ein Klopfen. Herr Dr. Müller läßt fragen, ob Dies nicht der Schlüssel des Herrn Professors sei.

Natürlich ist ers. Es giebt nur einen solchen in ganz Finsterburg. Sehnfüchtig streckt Rybas nach ihm die Hände, doch Emma fährt wie eine Furie dazwischen und trägt mit einem Blick voll Hohn und Verachtung den Schatz, den Fort männlicher Freiheit, in einen sicheren Versteck davon.

Der Alte sieht gebrochen hinterdrein. Dann hebt er einen Seufzer bei diesem ungewollten Abschied für immer und murmelt still vor sich hin: „Den ham' mer g'sähe!“ ... Nie wieder bekam er ihn.

Lafr.

Robert Hessen.



Selbstanzeigen.

August Strindberg: Schwedische Schicksale und Abenteuer. Deutsch von Emil Schering. Leipzig, 1902, Hermann Seemann Nachfolger.

Als die „Schwedischen Schicksale und Abenteuer“ im Herbst 1882 in Stockholm zu erscheinen anfangen, las man auf dem Umschlag des ersten Heftes die folgende, von den Verlegern unterzeichnete Anmeldung: „Des Verfassers Absicht ist, in kleineren romantisierten Erzählungen Schilderungen aus der Sitten- und Entwicklungsgeschichte des Vaterlandes zu geben, die, obwohl jede für sich stehend, doch dadurch, daß sie nach der Zeitfolge geordnet sind, ein zusammenhängendes Ganze bilden werden, wenn die Arbeit abgeschlossen in vier Bänden vorliegt.“ Der schwedische Dichter hatte sich hier also eine ähnliche Aufgabe gestellt wie etwa der deutsche Gustav Freytag in seinen „Ähnen“. Und wie Freytag von den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ zu seinem Romancyklus kam, so Strindberg von seiner Kulturgeschichte „Das schwedische Volk“ zu diesem Novellenkreis. Diese schwedische Bildungs- und Sittengeschichte, die vollendet war, als die Novellen zu erscheinen anfangen, ist ein großangelegtes Werk und umfaßt zusammen mit den Illustrationen beinahe tausend Seiten. Strindberg hatte die Absicht, die erste schwedische Kulturgeschichte zu geben, „sah aber im Laufe der Arbeit, daß er sich auf die Skizze zu einer solchen beschränken müsse“. Den Plan, chronologisch Novelle an Novelle zu reihen, hat Strindberg natürlich nicht pedantisch durchgeführt; bei einem späteren Neudruck hat er die Einteilung in Jahrhunderte ganz fallen lassen und sich mit dem Untertitel „Erzählungen aus allen Zeiträumen“ begnügt; worin ich ihm in dieser deutschen Ausgabe gefolgt bin. Die vorliegende erste Reihe umfaßt die beiden Bändchen Mittelalter und sechzehntes Jahrhundert, die 1882 und 1883 in einzelnen Heften rasch hinter einander herauskamen. Die zweite Reihe, siebenzehntes und achtzehntes Jahrhundert, ließ auf sich warten; das Schlußheft des Bändchens trug die Anzeige: „Wie der Verfasser mitteilt, ist er, in Folge seiner Reise ins Ausland, nicht im Stande, das Manuskript zum dritten Bande so bald zu liefern, weshalb die Ausgabe der Fortsetzung nicht so rasch vor sich gehen kann, wie ursprünglich beabsichtigt war.“ Weniger sein Aufenthalt im Auslande als moderne Novellen, die die unmittelbare Gegenwart betrafen, wie die Ehegeschichten „Zeitathem“ und die sozialistischen „Utopien in der Wirklichkeit“, hatten die kulturhistorischen in den Hintergrund gedrängt, die erst um 1890 abgeschlossen und abgestoßen wurden. Diese zweite Reihe, die in meiner Gesamtausgabe einen weiteren Band bildet, umfaßt: „Die Insel der Seligen“, „Eine Hexe“, „Der letzte Schuß“, „Bei der Leichenwache im Tistethal“, „Der Strohmann“, „Tschandala“. Die erste Reihe fällt mitten in die sozialistische Epoche Strindbergs, mitten zwischen deren negativen Pol, „Das rote Zimmer“ von 1879, und deren positiven Pol, die „Utopien in der Wirklichkeit“ von 1884. Im Laufe der zweiten Reihe verwandelt sich der sozialistische Strindberg in den individualistischen, in den des Romans „Am offenen Meer“ von 1890. Die erste Reihe, die in einem Zug zu Hause in Stockholm in ruhigen Verhältnissen und leidlichem Eheglück geschrieben ist, zeichnet sich vor Allem durch künstlerisches Gleichmaß aus; die

zweite Reihe, die unter der schweren Ehekrisis während des Umherwanderns in Ausland ruckweise entstand, hat dieses Gleichmaß nicht, enthält aber dafür in der „Insel der Seligen“ und „Tschambala“ wohl die genialsten Stücke. In seinem Aufsatz „Strindberg als Kulturhistoriker“ (Ein Buch über Strindberg, Karlstadt 1894) sagt ein Fachmann ersten Ranges, der schwedische Kulturhistoriker Anton Rystedt: „Strindbergs historische Schriftstellerei ist von der Art, daß sie auf die große Mehrheit wirken kann, und er erreicht mit seinen Novellen Unzählige, die andere Historiker nicht erreichen. Die Zeitgemälde sind mit Meisterhand ausgeführt; man sieht in treuen Bildern die so oft kummervollen Züge der Vergangenheit, die Theilnahme für unentwickelte Gemeinden und Individuen erwecken, daneben auch Lust, die Entwicklung zu fördern“. Und Georg Brandes sagt: „Einzelne dieser Novellen sind wohl das künstlerisch Vollenste, was Strindberg je geschrieben“. Der Schauplatz der meisten dieser elf Novellen ist Stockholm selbst. Wie Strindberg kurz vorher, 1879, seinen sozialen Roman „Das rothe Zimmer“ mit der später so berühmt gewordenen Schilderung des modernen Stockholm aus der Vogelperspektive, nämlich von den süßlichen Bergen aus, einleitete, so giebt er gleich in der ersten dieser kulturhistorischen Novellen einen Blick über Alt-Stockholm, und zwar vom damaligen nördlichen Aussichtspunkt, dem Brunkeberg, aus. Wenn man diese Novelle zuerst liest und sich die dort erwähnten Hauptpunkte merkt, so wird sich auch der deutsche Leser leicht in dem Stockholm der späteren Novellen zurecht finden. Wer sich dafür interessiert, sei auf das illustrierte Werk „Alt-Stockholm“ verwiesen, das August Strindberg von 1880 bis 1882 zusammen mit Claes Lundin herausgegeben hat und das in der königlichen Bibliothek zu Berlin vorhanden ist.

Grunewald.

Emil Schering.



Maria, Traum einer Liebe. Buchschmuck von A. Weissgerber. 1903.
Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. 2 Mark.

Als ich heut aufgestanden bin,
Summt' ich ein Liedchen vor mich hin,
Unbewußt! Weiß nicht, woher es kam:
Aber all meine Fröhlichkeit
Das Liedchen nahm.

Daß' dann nachgedacht, was es geklungen.
Du hast es damals im Glück gesungen.
Ist nun anders, klingt weh mir nun.
Du armes Herz, laß doch
Die Toten ruhn!



Ein Traum ist aus.
Die Drossel singt ihr Abendlied,
Die Sonne geht in goldner Pracht,
Verheißend einen frohen Tag.

Ruhig ist mein Herz,
 Ruhig wird die Nacht
 Und meine Arme breit' ich weit
 Der neuen Sonne.

München.

Hanns Holzschuh.



Das Schicksal der Ulla Fangel. Eine Geschichte von Jugend und Ehe.
 Verlag von Axel Zander, Stuttgart. 3 Mark.

Der Gedanke an „Ulla Fangel“ war anfangs nicht größer als ein Häserchen; an dem Tage jedoch, da er flügge wurde, baute er auch sein Nest in meinem Kopf und gebär in jeder Minute sechzig lebendige Junge. Am Liebsten hätte ich gleich den ganzen Korb ausgeschwefelt; aber man hatte mir gesagt, daß Wein erst gähren müsse; und mit Honig verhält es sich wohl ähnlich. Ich wartete. Ich wurde eine verdröckliche, mürrische Person. Im Sommer pflegte ich mit meinem lustigen besten Freund jeden geschlagenen Tag in den Wald zu fahren und dann zu baden. Zwei zusammen ist immer nett, ein Drittes ist von Uebel, — und „Ulla“ war überall dabei. Ich wurde ein Plagegeist, ein Essigtopf, eine Kopfhängerin. Endlich gelang es mir, den Freund zu überlisten und von mir fortzulockern; er ging seine Wege. In Deutschland sollten wir einander treffen, wenn der Kopf ausgeräuchert und der Honig ins Handlungshaus geschickt sein würde. Ein ganzer, schöner Monat gehörte mir nun. Ich ließ die Gardinen herab, setzte mich ins Speisezimmer, wo mein Papier am besten Platz fand und Cigarettenasche auf den Fußboden fallen durfte; und dann schrieb ich. Wenn ich hungrig wurde, aß ich Rühreier, die ich mir selbst rührte; denn ich war ganz allein. Abends machte ich einen Spaziergang nach dem Friedhof von Frederiksberg, las meinen Brief aus Deutschland und beantwortete ihn. Nachts lag ich und zitterte vor Furcht. Diese Angst vor dem Dunkel ist sicher schuld, daß „Ulla Fangel“ solch ein verführertes Buch wurde. Ulla hat vielleicht niemals gelebt, außer in meinem Herzen und in meinen Gedanken. Mina, die Wildkage, dagegen ist nach einem sehr lebendigen Modell geschaffen. Es heißt Sonja, ist mein Pathekind und drei Jahre alt. Hoffentlich hat meine Biographie keinen schädlichen Einfluß auf Sonjas Zukunft.

Ich möchte gern Ummengen von Lob ernten, so lange ich am Leben bin, und am Liebsten würde ich hundert Jahre alt. Nach meinem Tod aber mag man die Blätter meiner Bücher meinetwegen zum Einwickeln von grüner Seife benutzen. Wenn sich meine zwei großen Zukunftswünsche erfüllen, will ich sogar schon mit neunzig Lebensjahren zufrieden sein. Erster Wunsch: ein eingelegter Empireschreibtisch mit einem Geheimfach; zweiter: das Drama, das ich einmal schreiben werde, möge alle Leute im Theater zu Thränen rühren, — alle ohne Ausnahme. Aber es soll nicht gut sein, wenn alle Wünsche in Erfüllung gehen, sagt meine Mutter. Und sie behält fast immer Recht; denn sie ist so schön.

Karin Michaelis.



Kartellwehen.

Wird das Kohlsyndikat erneuert? Noch ist's, während ich schreibe, nicht sicher. Werden Stinnes und Daniel beitreten? Wird die Konfordia schließlich ihren Willen durchsetzen oder nachgeben? Auf all diese Fragen wissen selbst die Eingeweihten noch keine sichere Antwort. Und doch muß die Entscheidung bis zum fünfzehnten September fallen. Das Kohlsyndikat ist von allen das bekannteste; deshalb wird die Frage, ob es zur Erneuerung kommt, so eifrig besprochen. Die Industrie aber hat sich noch um manche andere Syndikate zu kümmern, deren Neubildung oder Verlängerung für einzelne Branchen von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist. Dabei denke ich zunächst nicht an den Versuch der Cementfabriken, ihr Kartell in alter Herrlichkeit wieder aufzurichten. Etwas Größeres ist im Werden: ein Stahlwerfverband, dem Alles, was Stahl produziert, angehören und der sogar den alten Brudergewist zwischen reinen und gemischten Walzwerken enden soll. Ich glaube nicht an solche Wunder. Trotz allen Posaunenstößen, die jetzt den Stahlwerfverband als ein schon vollendetes Ereigniß der staunenden Mitwelt ankünden, wird er vielleicht noch im letzten Augenblick an der Frage der Einschätzung scheitern. Das ist meine legerische Meinung. Doch Prophezeiungen sind zwecklos. Warten wirs ruhig ab. Schon heute aber lohnt es, einen Blick auf die Wirkung zu werfen, die all diese Verhandlungen über alte und neue Syndikate auf unsere Börse üben. Natürlich trägt es mit zu den alltäglichen Kursschwankungen bei, wenn gemeldet wird: Die Feste Konfordia macht nicht mit; oder: Daniel ist endlich für das Syndikat gewonnen. Aber der aufmerksame Beobachter sieht auch andere Börsenvorgänge, die nur aus dem Wunsch zu erklären sind, unter allen Umständen die Syndikate zu Stande zu bringen. Die Späßen pfeifen ja von den Dächern, daß diesmal die Verhandlungen von den Werken selbst mit geringerem Eifer als von den beteiligten Bankgruppen geführt werden. Und die Leiter dieser Gruppen stellen die ganze Macht, über die sie im Börsenbereich verfügen, in den Dienst der ihnen verbündeten Werke.

Wer diese Manöver nach Gebühr würdigen will, darf nicht vergessen, daß der Gegensatz zwischen Groß und Klein auch in den Syndikaten fortlebt; freilich bemüht man sich, ihn der Neugier der außen Stehenden zu verbergen. Das Kartell mag für die Gesamtheit noch so vortheilhaft sein: es bindet, mehr oder weniger, die Kraft des Einzelnen. In Zeiten schlechter Konjunktur hat der Kleine den Vorthell, daß er sich um den oft mit recht schlimmen Waffen geführten Konkurrenzkampf nicht zu kümmern braucht. Ist die Konjunktur günstig, dann bleibt für den Kleinen zwar noch immer ein gewisser Nutzen; aber er kann seine Preise nicht so ansetzen, wie ers im freien Wettbewerb thun dürfte. Und die Großen? Nur in schlechten Zeiten nützt ihnen das Kartell; in guten ist es ihnen eine Fessel. Diese Thatfachen erklären, warum der Wunsch nach Kartellirungen stets in heißen Tagen aufsteht. Soll ein Kartell geschaffen oder erneuert werden, so wird die Uebermacht der Großen, im Gegensatz zur völligen Ohnmacht der Kleinen, in bengalischem Licht gezeigt. Damit soll Stimmung für die Sache gemacht werden. Die verehrlichen Bankdirektoren haben den Werth dieses Kniffes längst begriffen; deshalb befehlen sie den ihrer Weisheit untergebenen Werk-

leitungen, eine möglichst hohe Dividende zu zahlen. Das ist diesmal in vielen Fällen ohne große Mühe zu erreichen, weil die im vorigen Jahr sehr niedrig angenommenen Lagerbestände zu leiblichen Preisen nach Amerika verkauft sind. Die kleinen Werke, die, trotz allem Gerede, unter der Marktlage arg leiden, staunen nun die Produktivkraft und technische Ueberlegenheit ihrer Berufsgenossen an und sinnen im stillen Kämmerlein, ob es nicht am Ende doch gut wäre, dem Kartell beizutreten. Erst wenn man diese Zustände und Sentiments kennt, kann man ungefähr die Renommistereien würdigen, die heute im industriellen Leben zu Tage gefördert werden. Die Börse aber scheint plötzlich naiv wie ein Kindlein geworden zu sein. Sie glaubt alles Gute, was ihr erzählt wird, und sonnt sich in der Hoffnung, der Industrie stehe eine Ära tieferer Gewinne unmittelbar bevor. Fragt denn aber Niemand, warum die großen Werke solche Sehnsucht nach Kartellen haben, trotzdem sie angeblich doch überzeugt sind, daß wieder ein Aufschwung kommt? Da hat, zum Beispiel, die gelsenkirchener Gesellschaft eine Kundgebung erlassen, die einer Drohung recht ähnlich sieht. Könnte man aus ihren Sätzen kühle Gleichgiltigkeit folgern, dann dürfte man immerhin annehmen: die Gelsenkirchener erwarten bestimmt bessere Tage und haben deshalb natürlich keine Lust, unter irgendwie ungünstigen Bedingungen einen Kartellvertrag abzuschließen. Dagegen spricht aber der Wortlaut, der keine andere Deutung zuläßt als die: Die Zaudernden sollen durch Schreckmittel ins Kartell getrieben werden. Solche Worte wählt nur Einer, dem sehr viel am Gelingen der Kartellierung liegt. Und liegt den großen Herren wirklich viel am Kartell, dann war ich am Ende doch nicht so unklug und blind, wie Mancher wähnte, als ich hier immer wieder die Ueberzeugung aussprach, das Flammengaukelspiel, das uns eine neue Pause vortäuschen soll, werde sich bald als ein Strohsfeuer erweisen. Die Direktoren der Industrie zeichnen sich selten durch ungewöhnliche Weitsicht aus; dafür haben sie manchmal andere Qualitäten. Den Blick in die Ferne überlassen sie gern den höher thronenden Bankherrschern. Die erkennen wohl auch jetzt den Ernst der Situation und arbeiten darum mit all den Kniffen und Piffen, die wir in neuester Zeit erlebt haben. Ist die Börse gläubig und giebt sich wonnetrunken optimistischen Schätzungen hin: um so besser für die Banken; dann dürfen sie hoffen, aus ihren Effektenbeständen manchen Ladenhüter loszuwerden, auf dessen Verkauf schon lange nicht mehr gerechnet wurde. Auch hier wähle ich unter vielen ein Beispiel. Seit 1901 ruhen die Obligationen von OrNSTEIN & KOPPEL im Tresor der Dresdener Bank: erst jetzt sind sie an die Börse gebracht worden. Nicht zu vergessen ist auch, daß allmählich die Zeit der Jahresbilanzen herannäht. Man erhöht die Bilanzkurse ein Bißchen . . . Und es macht sich immer gut, wenn man einen kleinen Effektenbestand hat und eine große Ziffer angeblich „gedeckter Debitoren“ ins erste Paraglyph stellen kann.

Schon dieser flüchtige Umblick lehrt uns die merkwürdige Erscheinung verstehen, daß die berliner Börse gegen Einwirkungen, die von außen versucht werden, ganz unempfindlich geworden ist. Die Speerspekulanten sind wieder einmal einem so ruchlosen Optimismus verfallen, daß sie, was auch geschehen möge, mit Siegermienen einherschreiten und der nahen Pause sicher scheinen. Einer aus ihrer Reihe sagte mir neulich: „Wird nichts aus dem Synbikat, — gut; dann können die großen Werke, wie Harpener, Gelsenkirchen, Hibernia, Kon-

solidation, ihre Leistungsfähigkeit voll ausnützen. Gelingt aber die Syndikatsbildung, — auch gut; dann werden diese Aktien Rentenpapiere.“ Gegen solche Hoffungslosigkeit würden selbst Götter vergebens kämpfen. Da ich mich nicht gottähnlich fühle, antwortete ich — es war gerade sehr heiß —: „Sie denken in jedem Fall also, mit den Louis von Frankreich: *Cartel est notre plaisir.*“
Plutus.



Fünf Kaiserparaden.

Fünf Kaiserparaden in einer Woche. Und alle fünf Armee-corps haben, so lassen wir, „die Prüfung glänzend bestanden und werden, wenn eines Tages der Allerhöchste Kriegsherr ruft . . .“ Wer also, Rittersmann oder Knappe, magt noch, zu leugnen, daß wirs herrlich weit gebracht haben? Die Paraden und die ihnen folgenden Riesenmanöver kosten viel Geld, sehr viel sogar. Bei Erfurt soll das Gelände auf ein ganzes Jahr vom Militär-fiskus gepachtet und, unter Aufsicht eines dazu abkommandirten Stabsoffiziers, bearbeitet worden sein, damit dem Parade-felde die Tanzsaalglätte am Tag der Besichtigung nicht fehle. Der Fall ist wahrscheinlich nicht vereinzelt. Und der beschränkte Verstand des Unterthanen, der in unbedachtsamer Keckheit geneigt ist, zu fragen, warum man seit etlichen Jahren für Schaustellungen, deren militärischer Werth bestritten ist, denn so große Summen aufwen- den, muß sich mit der Antwort bescheiden, daß die treuen Verwalter der deutschen Finanzen solchen Aufwand für unbedingt nöthig halten. Für dringender nöthig als die Erhöhung der Militärpensionen, die, trotzdem der Offizieretrag fühlbar zu mangeln beginnt und die uniformirten Staatsstüben vernehmlich stöhnen, ein- stweilen in alter Ungulänglichkeit fortwähren. Deshalb soll man auch nicht über die Strapazen murren, die dem Gardecorps zugemuthet werden mußten, als die Parade morgens — das Corps war schon auf dem Tempelhofer Felde formirt — wegen unfreundlichen Wetters abgesagt und zwei Stunden nach Mitternacht dann für acht Uhr früh angesagt wurde. Fünf Kaiserparaden in einer Woche, Absage und Ansage: das Alles ist neu; doch nur rückständigster Misoneismus wird, weil sie bei- spiellos sind, so nützliche Vorgänge tabeln. Neu ist auch, daß in allen Städten, die Schauplatz einer Kaiserparade sind, sämtliche Schulen geschlossen werden. Mor- gens, wenn der Unterricht gerade beginnen soll, leucht ein Schulmann herbei und meldet in dienstlichem Ton: „Heute sind auf Befehl Seiner Majestät die Schulen zu schließen.“ Man könnte sich einen Schulvorsteher denken, der dem Freiheitkinder er- widern würde: „Ich habe dienstliche Anweisungen nur von der mir vorgesetzten Be- hörde, nicht von Polizeibeamten entgegenzunehmen“; und Staatsrechtslehrer, die zweifelhaft wären, ob der Kaiser und König befugt ist, ohne Beihilfe eines Ministers den Schulschluß zu befehlen. Zum Glück aber sind so unbotmäßige Seelen in der deutschen Wirklichkeit nicht zu finden. Bei uns wird Ordre parirt. So durften in Berlin denn Knaben und Mädchen in der vorigen Woche drei Tage hintereinander hummeln: Montag (obwohl die Parade abgesagt wurde), Dienstag (Paradetag), Mittwoch (Sedanfeier). Seufzend dachte mancher Papa der fruchtlosen Bemühung, für sich und die Kinder dem gestrengen Herrn Direktor eine dreitägige Ferienver-

längerung abzuschnemeln. „Unmöglich, geehrter Herr; wir brauchen jede Stunde, wenn wir das Pensum bewältigen wollen.“ Künftig kann manche Mama, die Dienstag im Morgenblatt las, der Kaiser werde nun doch heute die Parade abhalten, wo ihre Kleinen sich nun wohl, ohne Aufsicht, herumtreiben mochten. Thut nichts: im Herzen der Kinder, die, statt in der Schule zu schwitzen, im Gebräng Helmhaarbüschle sehen oder in Winkelfonditoreien heimlich Pflaumenkuchen mit Schlagfahne und Eiswasser naschen, mehrt sich an so lustvollen Tagen die Liebe zum Vaterland. Auch im Sinn der Erwachsenen wird durch Paraden und Manöver der Patriotismus gestärkt. Nicht nur durch den Anblick der tüchtigen Kriegsmannschaft: noch mehr vielleicht durch die Fülle der bei solchem Anlaß verliehenen Titel und Orden. Wie des Himmels milder Regen auf dürren Boden, träufelt der Gnadenborn auf die Manöverprovinzen herab. Allen „Spitzen“ fliegt ein buntes Vöglein zu, manchmal mit Eichenlaub oder einem Schleifchen im Schnabel, jedem Verdienst wird seine Krone und jeder nicht gar zu scheel angeschaute Oberbürgermeister darf sich des Geheimrathstitels freuen. Diese Sitte ist nicht neu; altpreussisch aber sollte man sie nicht nennen. Herr Professor Kofer berichtet in seiner Geschichte Friedrichs des Großen: „Der einzige Schwarze Adlerorden, der in der letzten Hälfte der Regierung Friedrichs auf das gesammte Ministerkollegium entfiel, hat den Zweck gehabt, den also Ausgezeichneten für einen ungerecht gegen ihn gehegten Verdacht zu entschädigen. Als Regel galt, daß Jeder nur Titel und Charakter eines ersichtlich von ihm beleideten Amtes führen solle. In Polen gebe man jedem Schulmeister einen Charakter. Das sei hier nicht der Gebrauch. Ein Buchhändler, der Kommerzienrath zu werden wünschte, erhielt den Bescheid: 'Buchhändler ist ein honneter Titel'. Zuverlässigkeit im Dienst sei der beste 'Charakter' für einen Beamten.“ Der Alte Freig hatte gut reden. Er ahnte nicht, wie oft Nothwendigkeit einst die Regierenden zwingen werde, zum Amt auch einen Charakter zu verleihen.

Einer, dem alle verleihbaren Charaktere und sämtliche Orden, auch der vom Schwarzen Adler, längst verliehen sind, hat uns während der Paradetage die größte Freude bereitet: Herr von Boetticher, der Oberpräsident der Provinz Sachsen. Dieser Betreuste, der allzu still geworden war, hat in Merseburg den Kaiser mit einer Rede begrüßt, die wegen ihres Stilles und ihrer Besinnung erwähnt, gerühmt und im Gedächtniß bewahrt werden muß. Ein paar Proben. „Der Besuch, den Euer Majestät vor nunmehr zwölf Jahren zur Abhaltung von Manövern der Provinz gemacht haben, er ist in den Herzen ihrer Bewohner unausslöschlich geblieben und hat, je länger, desto mehr, den Wunsch erzeugt einer Wiederkehr unseres geliebten Herrscherpaares zu längerem Verweilen . . . Aber nicht allein die Erfüllung unserer Hoffnung ist es, was uns so freudig stimmt. Euer Majestät wollen mir gestatten, auch noch einen anderen Grund anzugeben dafür, daß heute besonders warm das Herz der Sachsen schlägt. Es ist der Befehl, daß die Jugend dieses Landes die Probe ihres Könnens vor dem Allerhöchsten Kriegsherrn auf dem alten historischen Boden ablegen soll, auf welchem unter der Führung des großen Königs eine der hervorragendsten Heldenthaten der preussischen Armee ihren Ruhm dauernd begründete. Dieser Befehl ist es, der unserem vaterländischen Gefühl voll Rechnung getragen hat. Euer Majestät sind nicht müde geworden, der deutschen Jugend die Liebe zur Geschichte des Vaterlandes einzuprägen . . . Damit ist ein Baustein gelegt, welcher, vereint mit Allerhöchstherrn gesegneten Walten in Reich, Staat, Kirche und

Haus, ein festes Fundament für unsere Zukunft zu schaffen vermochte. Für das Warten im Hause aber hat Gott, der Herr, Eurer Majestät die treue Gefährtin zur Seite gestellt, die, gleichen Sinnes und gleichen Glaubens, die Frauen des Landes durch ihr Beispiel lehrt, wie die Pflichten der deutschen Mutter zur Erfüllung zu bringen sind. Gott lohne Eurer, unserer Allergnädigsten Kaiserin Majestät das gesegnete Bemühen um Vinderung der sittlichen und materiellen Noth im Lande! Er lasse die Freude an der Entwicklung der Hohenzollernsprossen, die er Allerhöchsthin aus Herz gelegt hat, alle Zeit eine reine und ungetrübte sein!“ Wo ist der Schalk geblieben, der mit Späßen und Schwänken so oft den kurrigen Reichstag zur Heiterkeit stimmte? Vor uns steht nun ein Strenggläubiger, dessen Sinnen und Trachten nicht von dieser Welt ist und dessen Christenherz nur der Gedanke an die sittliche Noth des Landes erheben läßt. Schade, daß Bismarck diese Rede nicht mehr erlebt hat; er würde, jezt endlich, bereuen, daß er einen so züchtig-frommen Mann schwarzer Anschläge beschuldigt hatte. Ein Charakter konnte dem Evangelisten von Merseburg nicht mehr verliehen werden. So lasen wir hinter dem Wortlaut der schönen Rede denn nur den schlichten Satz: „Der Kaiser hat dem Oberpräsidenten Dr. von Voetticher sein Bild geschenkt.“ . . . Was meinte der Mann übrigens mit dem „alten historischen Boden“ und der „hervorragenden Heldthat der preussischen Armee“? Bei Merseburg haben 1813 die Preußen unter Lobethal das französische Corps Macdonald geschlagen. Das war aber lange nach Freigens Tod. Edart Voetticher dachte wohl an die Kriege, die Friedrich in Sachsen und Böhmen geführt hat. Da die aber mit Merseburg nicht allzu viel zu thun haben und es dem excellenten Redner ja auch nur darauf ankam, den einzigen großen Hohenzollern aufmarschiren zu lassen, hätte er besser gethan, seine Hymne mit einem guten Freigenwort aufzupuzen. Zum Beispiel mit diesem, das Roser citirt: „In seinem Reisewagen trogte der König bei der Fahrt über Stoll und Stein ober durch den kuhhohen Sand allen Unbilden seiner Landstraßen. Mit diesen unermüßlich fortgesetzten Rundfahrten, diesen ‚tumultuarischen Unterbrechungen seines Klausnerlebens‘ lehrten Jahr vor Jahr, meist zu den selben Zeiten, für die Provinzen die Lage scharfer Prüfung und genauer Abrechnung wieder. Und es war dem König gerade recht, wenn er, unerwartet eingetroffen, nicht die Spitzen der Behörden, sondern etwa, wie 1715 im holmer Bruch, nur einen biedereren Grubenwärter antraf, aus dem sich Allerlei herausfragen ließ.“

* * *

Noch eine Stimme aus der Paradedecke: „Besonders der Lust des Aeußerlichen ist es, der in nationalen Kreisen verstimmt hat. Mit Guirlanden, Bollerbüschen und Ehrenjungfrauen läßt sich heutigen Tages der Riß, der durch das Volk geht, nicht mehr verkleistern; und vor Allem sollte man sich höheren Ortes darüber klar werden, daß die Veranstaltung derartiger festlicher Begeisterung sehr oft das Werk wenig beachtenswerther Streberei und Liebedienerei ist, während vornehmere Elemente, denen der Patriotismus Vergnügen ist, sich von dieser offiziellen Durra-begeisterung fern halten. Man kann dem Vaterlande auch durch das Gegentheil dienen: durch eine offene, mannhafte Kritik; und sie ist im Augenblick vielleicht nothwendiger als manches Andere. Wer es wirklich im Herzen mit dem Vaterlande gut meint, Der muß danach streben, daß nicht nur Alles gut erscheint, sondern es auch wirklich ist. Für das Gefühl, ‚wie wir es nun zuletzt so herrlich weit gebracht‘, ist in den augenblicklichen Zeitläuften kein Platz. Behält die

Liebedienerei die Oberhand und wird das bisherige Vertuschungssystem weiter fortgesetzt, so gehen wir unweigerlich einer Katastrophe entgegen, deren Konsequenzen sich noch gar nicht übersehen lassen. Darum ist es höchste Zeit zur Ein- und Umkehr, wenn man noch Etwas retten will, nachdem selbst die bewährtesten Freunde der Monarchie warnend ihre Stimme erhoben haben.“ Wer redet so? Wessen Mund wagt die freche Behauptung, im Deutschen Reich sei nicht Alles aufs Beste bestellt, wir hätten nicht herrlich weit gebracht und der Monarchie drohe — man denke! — eine Katastrophe? Wer ersucht sich, in unserer Jubelstunde von einem Vertuschungssystem und von Streberei zu sprechen? Fasse Dich, lieber Leser: diese Sätze entnahm ich der „Post“, dem loyalsten aller loyalen Blätter. Wahrlich: weit ist's gekommen. Schüchtern aber darf der Herausgeber der „Zukunft“ vielleicht fragen, warum er elf Jahre lang als ein boshafter Rörgler und schlechter Kerl beschimpft und benutzirt werden mußte. Am Ende nur, weil er früh die Diagnose aussprach, zu der spät nun auch die Gouvernementealkonservativen sich ächzend bekennen müssen?

Erst er die Reise nach den sächsischen Paradesfeldern antrat, telegraphirte der Kaiser an den Statthalter der Reichslande: „Wiederum, wie in den letzten Jahren, ist in Meß, vorläufig in der Civilbevölkerung, eine Typhusepidemie ausgebrochen, welche die Garnison ernstlich gefährden kann. Sie hat ihren Ursprung in der schlecht verwahrten „Bouillonquelle“ und ihrer in unerhörtem Zustande befindlichen Leitung. Diese Sachlage ist lediglich Schuld der Stadtverwaltung Meß, welche absolut nicht zu energischem Handeln bezüglich ihrer Wasserversorgung sich entschließen kann. Laut Meldung der Kommission, welche im Vorjahr die sanitären Verhältnisse in Meß und Umgebung untersuchte — darunter Excellenz von Deuthold und Koch —, sind die Zustände geradezu himmelschreiend und empörend; trotz allem Drängen und Protestiren des Generalkommandos des sechzehnten Armeecorps, welches andauernd auf die schwere Gefahr für das Militär hingewiesen und das Wasser als unbrauchbar bezeichnete, hat die Stadt nichts Ernstes gethan. Das ist nun nicht länger angängig! Im Kriegsfall würden diese Zustände eine Katastrophe unvermeidlich zur Folge haben. Ich ersuche Euer Durchlaucht, umgehend mit den allerstärksten Mitteln den Zuständen ein Ende zu machen und die Stadt zu ihrer Pflicht zu zwingen. Wilhelm I. R.“ „Unerhört“, „himmelschreiend“, „empörend“: so starke Worte hat ein regirender Herr öffentlich wohl noch nie seinen Vandalen zugerufen. Zur Sache wäre auch ohne Kenntniß des Thatbestandes Einiges zu sagen. Epidemien sind mit den allerstärksten Mitteln zu bekämpfen, auch wenn sie nicht die Garnison, sondern nur die Civilbevölkerung gefährden. Ihnen vorzubeugen und sie, wenn sie dennoch entstehen, zurückzudrängen, ist Pflicht des Staates, Pflicht der Beamten, die für solchen Volksdienst bezahlt werden. Diese Pflicht hätte, nach dem Telegramm des Kaisers, die meyer'sche Regierung versäumt, der im vorigen Jahr der Bericht der Sanitätskommission vorgelegt wurde. Die Städteordnung bietet Mittel genug, um eine leichtfertige oder gewissenlose Kommunalverwaltung zur Pflichtleistung zu zwingen. Werden diese Mittel nicht angewandt, dann ist die Unterlassung an den Aufsichtsbeamten ohne Erbarmen disziplinarisch zu ahnden. Weder nöthig noch empfehlenswerth ist, daß der höchste Repräsentant des Volkes in einer kommunalen Angelegenheit, über die technisch Sachverständige zu urtheilen haben, öffentlich das Wort ergreift, — um so weniger, als der ohne ministerielle Bekleidungsstücke hervortretende Regent ja mangelhaft oder geradezu falsch

unterrichtet sein kann. Dieser Fall scheint wieder einmal Ereigniß geworden zu sein. Der meyer Gemeinderath hat die schweren Vorwürfe Wilhelms des Zweiten nicht ruhig hingenommen; in öffentlicher Sitzung wurde festgestellt: der Kaiser sei, wie im Allgemeinen über reichsländische Zustände; so insbesondere über die wasser- verhältnisse unrichtig informiert; die Douillonquelle sei nicht verseucht; die Stadt Metz sei nicht von einer Typhusepidemie heimgesucht und habe seit dreihunddreißig Jahren nicht ein einziges Mal unter solcher Epidemie zu leiden gehabt. In der selben Sitzung wurde dem hart angegriffenen Stadtoberhaupt einstimmig das unverminderte Vertrauen seiner Mitbürger ausgesprochen. Das Telegramm des Kaisers und der Protestbeschuß des Gemeinderathes liegen nun neben einander an den Mauern von Metz und die Franzosenfreunde sind sehr vergnügt. . . Ob dem Grafen Bülow, der noch immer in Nordern zu neuen Siegen neue Kraft aus dem Salz- meer schöpft, nicht der Gedanke aufgetaucht ist, daß es besser wäre, dem jungen Reichs- empfinden der nicht preussisch gedrückten Vöhringer solche Belastungsprobe zu sparen?

Noch laßt uns dieser Woche schönes Gut durch solchen Trübsinn nicht ver- kümmern. Alle fünf Armee-corps haben die Prüfung *somma cum laude* bestanden. Herr von Bötticher hat dem Fühlen des deutschen Volkes die Zunge gelöst. Und die öffentliche Meinung. . . Sechs Beispiele sollen beweisen, daß zum Glanz der Paradowoche auch die Presse nach bester Kraft mitgewirkt hat. I. „Durch alle deut- schen Gauen ertönt der Hilferuf von den durch das Hochwasser schwer Geschädigten in Schlesien und Posen. In hochherziger Weise hat Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen das Protektorat über die Sammelbewegung übernommen.“ II. „Der Kronprinz traf gestern zur Besichti- gung der Hütte ‚Gute Hoffnung‘ und der Brückenbauanstalt in Sterkrade in Ober- hausen ein. Er wurde vom Publikum stürmisch begrüßt.“ III. „Der Kronprinz ist ge- stern in Kolmar eingetroffen. Die Bevölkerung bereitet ihm einen festlichen Empfang.“ IV. „Der Kronprinz hat während seiner Reise in den Vogesen auch auf Nirsche gebirgt. Seine Schußfertigkeit hat das Jostpersonal verblüfft.“ V. „Der Kronprinz soll eine Komposition für Violine vollendet haben, die nach dem Urtheil berühmter Musikkenner eine starke Talentprobe bedeuten soll.“ VI. „Wer so Kaiser Wilhelm den Zweiten sah, wie er, freundlich und verbindlich auch den bescheidensten und versedtesten Gruß erwidern, in majestätischer Hoheit im Wagen saß, Der wird diesen Eindruck als etwas unvergeßlich Schönes und Erhabenes dauernd festhalten. Und wen vollends das Auge des Herr- schers traf, dieses klare, durchdringende Adlerauge von friederizianischer Kraft, Dem muß es Herz und Nieren erschüttert haben und er muß hingestirrt worden sein von eitel Bewunderung und Begeisterung. Kaiser Wilhelm ist unstreitig eine faszi- nirende Erscheinung, die durch den Zauber ihrer Persönlichkeit die Herzen im Fluge erobert. . . Beim Papstentwurf war besonders das erste Stück, der ‚Sang an Regie‘, bekanntlich eine Komposition des Kaisers, von großer Wirkung.“ Und diese sechs Citate stammen nicht etwa aus dem preussischen Machtbezirk, sondern aus Zeitungen, die im Königreich Sachsen erscheinen. Das steigert ihren symptomatischen Werth. Was bedeutet dagegen die frostige Weise, die aus dem Pösthorn heraberschallt? Was die winzige Frage, ob in Metz wirklich der Typhus wüthet? Katastrophe? Unsinn! Herrliche Tage sind angebrochen. Und nie durfte das liebe Vaterland ruhiger sein.